

Un seul monde Un solo mondo Eine Welt

NR. 4
DEZEMBER 2002
DAS DEZA-MAGAZIN
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT



Forschung und Entwicklung

Schwieriger Dialog zwischen
Akademikern und Praktikern

Mali und seine belastenden
Abhängigkeiten

Heikle Berichterstattung aus und
in einem Entwicklungsland

DOSSIER



FORSCHUNG

Wissen, forschen und handeln für eine bessere Welt

Wissenschaft und Forschung können einen wichtigen Beitrag leisten zur Verbesserung der Lebenssituation der Ärmsten. DEZA und Nationalfonds gehen neue Wege.

6

Von Anthrax und Tollwut, Basel und N'Djamena

Partnerschaftliche, problemorientierte Forschung: Wissenschaftler aus der Schweiz und Westafrika untersuchen die Gesundheit von Nomaden und der Stadtbevölkerung.

12

Kulturschock mit guten Seiten

Der mauretanische Forscher Guéladio Cissé über Forschungsbedingungen in Entwicklungsländern

14

Strassen für den Frieden

Afghanistan braucht dringend ein verbessertes Strassennetz. Die DEZA engagiert sich mit Strassenbau-Fachleuten.

24

FORUM



«Ihr müsst nicht für solche Dinge kämpfen»

Der Beruf des Journalisten ist in Entwicklungsländern oft ein Spiel mit dem Leben. Ein Erfahrungsbericht aus Bangladesch

26

Ntumbuluku – wo alles bessere Umwelt ist

Der mosambikanische Schriftsteller Mia Couto über die Schwierigkeit, das Wort Umwelt zu übersetzen

29

HORIZONTE



MALI

Von Griots und Marabus zwischen Bamako und Timbuktu

Das westafrikanische Binnenland müht sich, seine Abhängigkeit von internationalen Institutionen loszuwerden

16

Das gestohlene Leben

Wie die fünffache Mutter Touré Fatou Sako das schreckliche Geheimnis einer lieben Bekannten lüftete

20

DEZA

Armut und Terrorismus – ein Jahr danach

DEZA-Direktor Walter Fust über Rechtsansprüche, Gewaltmonopole und globale Partnerschaften

21

Afrikas Generation ohne Eltern

Weltweit gibt es rund 13 Millionen Aids-Waisen – in Afrika besonders viele. Über Unterstützungsprogramme und die neue Aids-Politik der DEZA

22

KULTUR



Afrikanisches Zoom auf eine bewegte Geschichte

Über den eigenen Stil mosambikanischer Fotografen und eine faszinierende Ausstellung

30

Editorial	3
Periskop	4
Einblick DEZA	25
Was eigentlich ist... Good Governance?	25
Service	33
Impressum	35

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn: in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen; deshalb geben nicht alle Beiträge unbedingt den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.



Wer bin ich?

Diese grosse Frage überkommt jedes menschliche Wesen von Zeit zu Zeit. Die gleiche Frage stellt sich aber auch Unternehmen oder Institutionen. Deshalb: Wer sind wir, die DEZA? Unsere Antwort lautet: Das Kompetenzzentrum des Bundes für Zusammenarbeit mit Entwicklungsländern im Süden und Transitionsländern im Osten, der multilateralen und der Humanitären Hilfe. In diesen Themenbereichen koordinieren wir die Anstrengungen des Bundes und – mit Verlaub – wir machen das mit Erfolg.

Einige Beispiele aus jüngster Zeit: In Johannesburg hat die Schweiz im Verhandlungsprozess klare Positionen vertreten und mit der Informations- und Begegnungsplattform «Sustainable Switzerland» (Nachhaltige Schweiz) viel Aufsehen erregt. Sie ermöglichte einen Erfahrungsaustausch, den viele der 40000 Teilnehmerinnen und Teilnehmer begrüsst haben. Nationale und internationale Medien haben sowohl über «Sustainable Switzerland» als auch über www.does-it-matter-horn.ch, der viel beachteten Kunstaktion mit der Website zum Internationalen Jahr der Berge, berichtet.

Die Jahreskonferenz für Entwicklungszusammenarbeit von Ende August unter dem Thema «Peru: neue Chancen für die Armen?» brachte 1600 Teilnehmerinnen und Teilnehmer in Zürich zusammen. Die 50 Millionen Franken für die vom Hochwasser in Europa und Asien betroffene Bevölkerung hat der Bundesrat der DEZA zur Umsetzung anvertraut. Nach gerade einer Woche stand das Programm und wurde vom Bundesrat beschlossen.

Diese Leistungen verdienen es, mitgeteilt zu werden. Mit einem eigenständigen, selbstbewussten und zielgerichteten Auftreten in der internationalen und nationalen Öffent-

lichkeit. So etwa auf unserer neuen Homepage – unter altem Namen: www.deza.admin.ch. Besuchen Sie sie, treten Sie mit uns in Kontakt.

Auch haben wir unser Corporate Design vereinheitlicht und systematisiert. In Zukunft werden Sie unsere Broschüren besser erkennen und wissen, wer genau hinter den Inhalten steht. Beide Massnahmen sind nicht dazu da, uns zu feiern, sondern Rechenschaft abzulegen, wie wir die uns zur Verfügung gestellten Mittel einsetzen. Good Governance (was die DEZA darunter genau versteht, lesen Sie in unserer Rubrik «Was eigentlich ist...?» auf Seite 25) verlangt Verantwortung, Offenlegung, Dafürgeradestehen – wir wollen mit gutem Beispiel vorangehen!

Dass wir Auseinandersetzungen nicht scheuen, keine Berührungängste haben und auch für Stimmen aus dem Süden eine spannende und geschätzte Partnerin sind, beweist auch unser diesjähriger Kolumnist, der mozambikanische Schriftsteller Mia Couto. Sein 1992 erschiene- nes Buch «Das schlafwandelnde Land» wurde kürzlich von einer afrikanischen Jury unter den 100 besten Büchern Afrikas zu den zehn besten gewählt. Wir gratulieren ihm herzlich dazu. Auf Seite 29 dieses Hefts verabschiedet sich Mia Couto von «Eine Welt» mit einer Kolumne über Nachhaltigkeit – selbstverständlich geschrieben mit seiner unvergleichlich spitzen Feder. Nächstes Jahr wird eine andere Stimme aus dem Süden vier Mal eine Carte blanche erhalten. Wir freuen uns auf eine spannende Auseinandersetzung.

Harry Sivec

Chef Medien und Kommunikation DEZA



Toni Linder / DEZA

Gas statt Benzin

(bf) Seit September dieses Jahres sind in Bangladesch alle Fahrzeuge mit Zweitaktmotoren verboten. Zudem hat die Landesregierung alle Fahrzeughalter aufgerufen, ihr Fahrzeug auf Gasbetrieb umzustellen. Die Regierung will mit der Erhöhung des Gasverbrauchs – insbesondere im Verkehrsbereich und der Industrie – die Umwelt entlasten und die natürlichen Gasvorkommen fördern. Für die Fahrzeughalter sollen in den nächsten zwei Jahren über 100 Gas-Tankstellen bereit gestellt werden. Schätzungen gehen davon aus, dass das Land jährlich rund 100 Millionen US-Dollar an Importkosten für Benzin sparen könnte, wenn 50 Prozent aller Fahrzeuge in Dhaka und Chittagong auf Gasbetrieb umstellen. Bangladesch besitzt selber natürliche Gasreserven von rund 24.25 Trillionen Kubikfuss.

Reich statt umweltverträglich?

(bf) Dass der Zustand der Umwelt nicht direkt mit dem Entwicklungsstand eines Landes zusammenhängt, beweist eine Studie über die Umwelt-Nachhaltigkeit der Nationen dieser Welt, welche die Columbia Universität durchgeführt hat. In dem aufgrund der Studie erstellten globalen Index rangiert die

Schweiz auf dem bemerkenswert guten 5. Platz, andere Industrieländer schneiden gegenüber Entwicklungsländern weit schlechter ab: die USA beispielsweise stehen an 45. Stelle weit hinter Bolivien (21), Peru (29) oder Gabun (36), England an 91., Belgien an 125. Stelle. Die Studie (auf der Internetseite www.ciesin.columbia.edu/indicators/ESI abrufbar) widerlegt das Argument, dass wirtschaftlicher Fortschritt gleichbedeutend ist mit einer intakteren Umwelt. «Jedes Land hat noch Möglichkeiten zur Verbesserung», sagt der Wissenschaftler Marc Levy, einer der Verfasser der Studie, «und kein Land kann von sich behaupten, auf einem wirklich nachhaltigen Weg zu sein.»

Ökotouristisch statt indigen

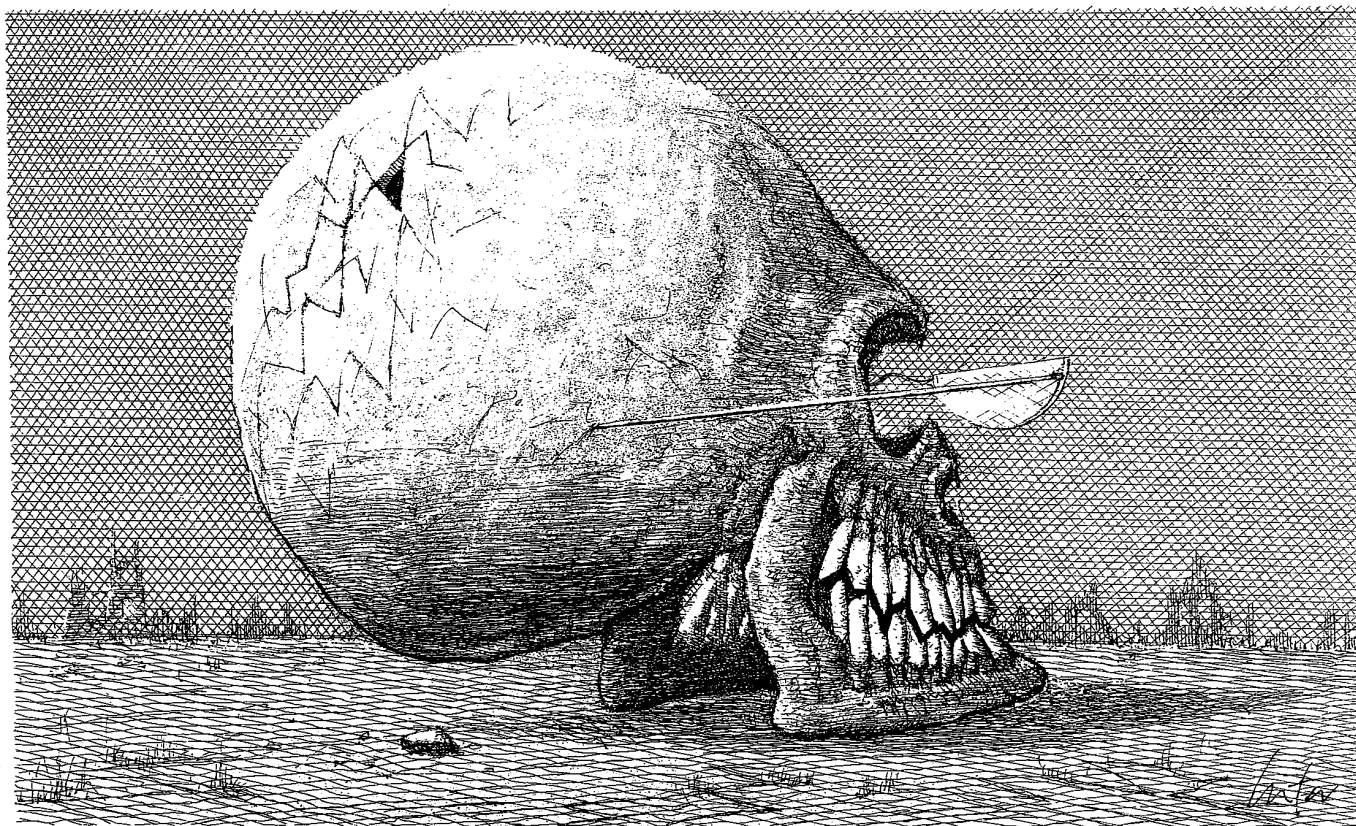
(bf) Ökotourismus ist innerhalb des weltweit grössten Wirtschafts-

zweigs, der Tourismusindustrie, der schnellst wachsende Sektor. Gemäss Tourismusfachleuten bietet diese «freundliche»

Tourismusversion einen vertieften Schutz der Natur, stimuliert die Einkommen armer Bevölkerungsschichten und fördert den kulturellen Austausch. In letzter Zeit haftet jedoch dem Ökotourismus oft ein schaler Beigeschmack an, mehren sich doch die Fälle, bei denen die in Aussicht stehenden fetten wirtschaftlichen Profite (Ökotouristen geben im Vergleich zu Massentouristen ein Mehrfaches an Geld aus) auf Kosten der lokalen, indigenen Bevölkerung erreicht werden sollen. Einige Beispiele aus dem Jahr 2002: Auf den Philippinen wurden rund 100 Fischerfamilien aus ihrem Dorf Ambulong weggejagt, in Bangladesch mussten über 1000 Familien der Khasi und der Garoare ihr seit Generationen bewohntes Land verlassen. In beiden Fällen sollen auf ihrem Land mehrere Tausend Hektar grosse Ökoparks entstehen. In Brasilien kämpfen zwei Fischerdörfer mit über 1100 Familien gegen ein 5000 Hektar grosses «Öko-Resort» auf ihrem Land, und in Indiens Gliedstaat Karnataka kämpfen indigene Gemeinden aus dem gleichen Grund seit Jahren um ihre Landrechte.



Michael Doolittle / Still Pictures



Homo Oeconomicus

Stadt statt Land

(bf) Millionen von Chinesen gaben in den letzten Jahren ihr ländliches Zuhause auf und zogen für eine rosigere Zukunft in die Stadt. Nicht ohne Folgen: Wie eine Studie der Asiatischen Entwicklungsbank zeigt, stieg in allen 31 Provinzen und den 35 grössten Städten des Landes die in Armut lebende Bevölkerung rapide an. Geschätzte 37.1

Millionen Menschen sollen demgemäss in Chinas Metropolen unter der Armutsgrenze leben, was 11.9 Prozent der urbanen Bevölkerung entspricht. Einige der gesellschaftlichen Folgen: Weil sie offiziell nicht als städtische Bewohner anerkannt sind, haben Migranten keinen Zugang zu Sozialwohnungen, Sozialwerken oder zum Gesundheitswesen. Sie gehen allermeist

den schlechtest bezahlten und oft gefährlichsten Jobs nach. Bei ihnen ist die Armutsrate 50 Prozent höher als bei permanenten städtischen Bewohnern. Als Hoffnungsschimmer winkt der private Sektor: Doch um den Kampf gegen städtische Armut zu gewinnen, müssten Millionen von Jobs geschaffen werden.

Afrika im Internet

(jls) Damit sich Afrika in den Lokalsprachen im Internet präsentieren kann, fand im Mai in Bamako ein Workshop für Fachleute statt, an dem mehrere Empfehlungen namentlich zur Codierung der afrikanischen Sprachen verabschiedet wurden. Zur Aufschaltung eines Texts im Internet müssen die Zeichen digitalisiert werden. Die Übertragung einiger besonderer Töne der afrikanischen Sprache benötigt aber zusammengesetzte Zeichen, welche von den inter-

nationalen Standardisierungskomitees nicht berücksichtigt werden. In Bamako wurde deshalb vorgeschlagen, dass afrikanische Fachleute eine Liste «vorgängig zusammengesetzter afrikanischer Zeichen» erstellen und diese bei der Internationalen Organisation für Normung (ISO) einreichen. So können die Zeichen der neuen internationalen Norm beigelegt werden, die Anfang 2000 in Kraft getreten ist. Die Experten empfahlen ferner die Schaffung zweier Fonds: Einer soll die Erstellung und Bewirtschaftung der Websites in afrikanischen Sprachen finanzieren, der andere die Ausbildung afrikanischer Informatikerinnen und Informatiker ermöglichen, welche diese Sites konfigurieren und verwalten.





Wissen, forschen und handeln für eine bessere Welt

Wissenschaftliche Akademien und Entwicklungs-Praktiker sind sich nicht immer hold. Doch Wissenschaft und Forschung können einen wichtigen Beitrag leisten zur Verbesserung der Lebenssituation für die Ärmsten. In der Schweiz gehen die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit und der Nationalfonds gemeinsam neue Wege. Von Gabriela Neuhaus.

Klimaveränderung, Wachstum der Wüstengebiete, Erosion, mangelhafte Ernten oder Krankheits-epidemien. Dies sind Themen der Entwicklungszusammenarbeit und gleichzeitig Themen, die weltweit an Universitäten und wissenschaftlichen Instituten untersucht werden. Ziel einer intensiveren Zusammenarbeit von Wissenschaft und Entwicklungszusammenarbeit ist es, erforsches Wissen für die Praxis effizienter nutzbar zu machen – ein Anspruch, der oft schwer umzusetzen ist.

«Die Logiken und die Geschwindigkeiten von Entwicklungsarbeit und Wissenschaftsbetrieb sind und bleiben unterschiedlich», sagt Manuel Flury, zuständig für die Bereiche Wissen und Forschung bei der DEZA. Sein Ziel ist es, eine Annäherung zwischen den Praktikern der Entwicklungszusammenarbeit und den Akademikern im Wissenschaftsbetrieb zu erreichen.

Urs Geiser, während Jahren in der praktischen Entwicklungsarbeit tätig, ist heute Lektor am Geografischen Institut der Universität Zürich. Er kennt beide Seiten aus eigener Erfahrung und warnt vor einer engen Fokussierung der Forschung auf die Umsetzung: «Die Wissenschaft muss eine kritische Distanz zur Praxis bewahren. Entwicklungszusammenarbeit ist immer auch politische Arbeit. Wir an der Universität müssen aber langfristige Entwicklungen anschauen, können keine Rezepte geben und müssen aufpassen, dass wir uns nicht instrumentalisieren lassen. Deshalb ist es wichtig, dass Entwicklungspraxis und Entwicklungsfor-schung in einen konstruktiv-kritischen Dialog treten.»

Nahrung für alle

Forschung, die sich in den Dienst der Entwicklungszusammenarbeit stellt, ist immer anwendungsorientiert. So wurde zum Beispiel 1971 die *Consultative Group on International Agricultural*

Research CGIAR mit dem erklärten Ziel gegründet, die Forschung auf dem Gebiet der tropischen Landwirtschaft zu fördern, um «die Produktion von Nahrungsmitteln zu steigern». Den Anstoss dazu gaben drohende Hungerkrisen in verschiedenen Entwicklungsländern. Die Schweiz gehörte zu den 18 Gründernationen und beteiligt sich bis heute finanziell wie auch inhaltlich an den Agrarforschungszentren des CGIAR.

Am Anfang lag das Schwergewicht auf der Züchtung von ertragsreicheren Sorten. Mit der Zeit wurde das Forschungsgebiet der meisten Zentren immer mehr in Richtung Armutsbekämpfung und Nachhaltigkeit erweitert. Eng damit verknüpft ist der Anspruch, dass Produkte und Produktionsformen im Süden an die dortigen Lebensbedingungen angepasst sein müssen. Was dies bedeutet, ist umstritten und wird je nach Standpunkt und Interesse unterschiedlich ausgelegt.



G. Griffiths-Christian Aid / Still Pictures



Die Wissenschaft forscht nach Lösungen, welche durch weltweite Phänomene wie Klimaveränderung, Landflucht oder Wachstum der Wüstengebiete entstehen, sei dies in Thailand oder Kenia (Seite 6/7), in Indonesien (oben), im Sudan (Seite 9) oder Senegal (Seite 10)



Hartmut Schwarzbach / Still Pictures



Jörgen Schulte / Still Pictures

Ein Beispiel dafür ist die Gentechnologie, welche auch an CGIAR-Zentren ein Forschungsthema ist und teilweise mit Entwicklungsgeldern der DEZA gefördert wird. Befürworter der Gentechnologie sehen darin, ganz im Sinn der frühen CGIAR-Strategie, eine Möglichkeit, Ernteerträge zu steigern und so in Zukunft das Hungerproblem zu lösen. Andere Forscher warnen sowohl vor ökologischen Risiken, wie auch vor neuen Abhängigkeiten, die durch den Einsatz von gentechnologisch verändertem Saatgut, das vor allem von Konzernen im Norden entwickelt wurde, für die Bauern im Süden entstehen.

Bei der Gründung des CGIAR war kein einziges Entwicklungsland dabei. Dies wäre heute undenkbar. Mittlerweile hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass Entwicklung nur möglich ist, wenn Pro-

jekte und Programme von den Betroffenen von Anfang an mitgetragen werden.

Frustrierte Rückkehr

Will man die Situation der ärmsten Länder nachhaltig verbessern, müssen die Menschen dort über eigene Möglichkeiten und Mittel verfügen, ihre Lage zu analysieren, Lösungsansätze zu finden und Verbesserungen umzusetzen.

Wissenschaft und Forschung spielen in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle. Entwicklungsorganisationen wie die DEZA unterstützen seit Jahren Ausbildungs- und Forschungsinstitute im Süden. Dies vor allem mit dem Ziel der «Capacity Building»: Auch im Süden sollen Fachkräfte ausgebildet werden, die auf internationaler Ebene ernst genommen werden und mitreden können.



Mark Edwards / DEZA

Immer wieder erhalten Akademikerinnen und Akademiker aus benachteiligten Ländern Stipendien und Studienplätze im Norden. Viele von ihnen kehren nach ihrer Ausbildung nicht mehr zurück. Sie haben die besseren Chancen, wenn sie bleiben, während eine Rückkehr in die Heimat oft mit Frustration verbunden ist.

Stephen Ralitsoele, Direktor des Instituts für Agrarforschung in Lesotho, erinnert sich, wie er als frisch diplomierter Agronom aus Europa nach Afrika zurückkehrte – voller Enthusiasmus und mit dem Vorsatz, seine Ausbildung für die Entwicklung seines Landes einzusetzen. Und wie er schmerzvoll lernte, wie wenig sein Wissen aus Europa mit den Realitäten der Bauern in Lesotho zu tun hatte. Heute versucht er an seinem Institut, Erfahrungen aus der afrikanischen Praxis mit wissenschaftlichen Methoden weiter zu entwickeln. Die Möglichkeiten der Landwirtschaft, dies seine Erkenntnis, sind eng verknüpft mit den Lebensbedingungen der Bauern im von Hungersnöten und Erosion bedrohten Lesotho.

Interdisziplinäre Zusammenarbeit

Während sich der klassische Wissenschaftsbetrieb in viele einzelne Spezialdisziplinen aufteilt, ist für die problemorientierte Forschung eine Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen aus den verschiedensten Fachgebieten sowie die Vernetzung mit direkt Betroffenen unumgänglich. Armut in einer afrikanischen Stadt zum Beispiel kann nur verstanden werden, wenn

verschiedene Teilaspekte wie der Gesundheitszustand der Bevölkerung, ihre Ressourcennutzung, das politische Umfeld etc. untersucht und miteinander in Relation gebracht werden.

Die ersten Schritte in Richtung «inter- oder transdisziplinärer Forschung» wurden in den Achtzigerjahren gemacht, als angesichts wachsender Umweltkrisen der Ruf nach problemorientierter Forschung immer grösser wurde. Im Rahmen dieser Aufbruchstimmung gewann an verschiedenen Forschungsinstituten in der Schweiz auch die anwendungsorientierte Arbeit in Ländern des Südens an Bedeutung.

Aus Holland und Kanada fliessen Forschungsgelder direkt in wissenschaftliche Projekte, die von Universitäten und Instituten im Süden formuliert, beantragt und ausgeführt werden. Soweit geht man in der Schweiz nicht: Forschungsprojekte, auch im Entwicklungsbereich, erhalten nur finanzielle Unterstützung, wenn ein Schweizer Partner beteiligt ist und die Federführung übernimmt.

Aufbauend auf ihr traditionelles Engagement für Wissenschaft und Ausbildung, beteiligte sich die DEZA 1993 am Schwerpunktprogramm «Umwelt», in dessen Rahmen erstmals nationale Forschungsgelder für Nord-Süd-Projekte zur Verfügung gestellt wurden. Während der Nationalfonds die Forschungsauslagen der Schweizer Partner finanzierte, flossen die DEZA-Gelder in Ausbildung und Aufbau von wissenschaftlichen Institutionen im Süden. Die Erfahrungen aus diesen Projekten waren die Basis für den Nationalen

11 Gebote der Nord/Süd-Forschung

1. Forschungsgegenstand gemeinsam festlegen
2. Vertrauen aufbauen
3. Informieren und vernetzen
4. Verantwortung teilen
5. Transparenz schaffen
6. Zusammenarbeit fortlaufend erfassen
7. Ergebnisse bekannt machen
8. Ergebnisse umsetzen
9. Gewinne gerecht teilen
10. Forschungskapazitäten fördern
11. Erreichtes sichern

Diese elf Grundprinzipien für eine erfolgreiche Partnerschaft zwischen Forschenden des reichen Nordens und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus dem Süden und Osten zeigen auf, wo Probleme auftreten können. Der Leitfaden «Forschungspartnerschaften mit Entwicklungsländern» wurde 1998 von der Schweizerischen Kommission für Forschungspartnerschaften mit Entwicklungsländern (KFPE) entwickelt und gilt international als Massstab für solche Forschungspartnerschaften.



Nationale Forschungsschwerpunkte

Der Schweizerische Nationalfonds wurde 1952 zur «Förderung der wissenschaftlichen Forschung» gegründet. Im Rahmen der «Nationalen Forschungsschwerpunkte» NFS fördert er mit insgesamt 224 Millionen Franken in den nächsten vier Jahren 14 verschiedene «Forschungsschwerpunkte» – die Palette reicht von den molekularen Lebenswissenschaften über Nanowissenschaften bis zum NFS Nord-Süd, den «Forschungspartnerschaften zur Linderung von Syndromen des globalen Wandels» (siehe Kasten).

Forschungsschwerpunkt Nord-Süd (siehe Kasten) – ein Pionierprojekt mit ehrgeizigen Ansprüchen, das auch internationale Anerkennung findet.

«Das Projekt hat verschiedene innovative Aspekte», sagt Daniel Maselli, Mitgestalter des NFS Nord-Süd, «erstmalig arbeiten sieben verschiedene Forschungsanstalten der Schweiz gemeinsam an einem Forschungsprogramm.

Wir befassen uns mit einem heissen Thema, nämlich mit dem globalen Wandel. Dabei werfen wir ein spezielles Augenmerk auf die Probleme der Entwicklungs- und der Transitionsländer, schliessen aber die Schweiz in unsere Forschungsarbeiten mit ein. Wir wollen über die Grenzen der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen hinweg zusammenarbeiten und auch die direkt Betroffenen in unser Forschungsvorhaben mit einbeziehen.»

Hoch gesteckte Ziele

Peter Messerli, Koordinator des Forschungsprogramms, an dem mehr als 200 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Nord und Süd mitarbeiten, erklärt den «Syndrom-Ansatz», der dem Ganzen zugrunde liegt: «Wir beabsichtigen, bisherige Forschungsansätze zu ergänzen, die sich mit Kernproblemen von Entwicklungs- und Transitionsländern befassen. Einerseits wollen wir besser

verstehen, wie solche Kernprobleme zusammenwirken und ob an verschiedenen Orten vergleichbare Muster der Vernetzung zu erkennen sind. Andererseits beabsichtigen wir eine enge Zusammenarbeit mit Menschen, die von solchen Problemen betroffen sind. Damit hoffen wir, effizientere Strategien zur Linderung von Problemen des globalen Wandels entwickeln zu können.»

Die Ziele des NFS Nord-Süd sind hoch gesteckt: Man will nicht nur neue Methoden für die Analyse der untersuchten Kernprobleme entwickeln, vorgesehen ist auch – unter Einbezug der betroffenen Bevölkerung – im Rahmen von Pilotpro-



Jorgen Schytte / Still Pictures

jekten mögliche Strategien für die Entwicklungszusammenarbeit aufzuzeigen. Dazu kommt der Anspruch der DEZA, dass durch die Forschungspartnerschaften das Capacity Building im Süden vorangetrieben wird. Dies ist für die Forschungsleiter aus der Schweiz oft sehr zeitaufwändig.

Von der Theorie zur Praxis

«Wir arbeiten mit drei verschiedenen Typen von Südpartnern zusammen», sagt Ulrike Müller-Böcker, Geografieprofessorin an der Universität Zürich und Projektleiterin: «Mit etablierten Wissenschaftsbetrieben, die international vernetzt sind und den gleichen Standart haben wie wir, mit Nichtregierungsorganisationen – auch dies sind erfahrene Leute – und mit Institutionen, die noch nie Doktorierende ausgebildet haben und unter sehr schwierigen Bedingungen arbeiten, wie zum Beispiel das Central Department of Geography in Nepal.»

Besonders wichtig, aber auch aufwändig sei die Zusammenarbeit mit letzteren. Dabei ist für die Wissenschaftlerin klar, dass sich die zusätzlichen Hürden, welche durch Kulturunterschiede und politische Rahmenbedingungen entstehen, nicht negativ auf die Qualität der Forschung auswirken dürfen. Der NFS Nord-Süd ist in erster Linie ein



Gernot Huber / laif

Forschungsprojekt, doch die Umsetzung von Resultaten in die Praxis soll direkter geschehen, als dies bis heute die Regel war.

Nebst diesem Grossprojekt gibt es aber noch zahlreiche andere Quellen von «Wissen», die Manuel Flury vermehrt mit der Entwicklungszusammenarbeit vernetzen möchte: «Wichtig ist, dass die DEZA auch im Wissenstransfer ihren Beitrag leistet: Was bei uns und in den Partnerländern durch die Unterstützung von Forschung, durch Evaluationen und Studien zusammenkommt, soll künftig bewusster in die Jahresplanungen einfließen.» ■



Nationaler Forschungsschwerpunkt Nord-Süd

Nationaler Forschungsschwerpunkt Nord-Süd

(gn) «Beziehungen zwischen Gebirgsräumen und ihrem Umland», «Semiaride Übergangsgebiete am Rand der Wüsten» und die schnell wachsenden «Städte und ihr Umland» sind die drei Kernbereiche, welche im Forschungsschwerpunkt Nord-Süd wissenschaftlich untersucht werden. Das Projekt, welches über eine Dauer von zehn Jahren angelegt ist, wird während der ersten vier Jahre (2001–2005) vom Schweizerischen Nationalfonds und von der DEZA mit je 14,5 Millionen Franken unterstützt; das Gesamtbudget dieser ersten Phase beträgt insgesamt 33 Millionen Franken. In der Schweiz betiligen sich sieben verschiedene Forschungsinstitute am Projekt. Die Federführung liegt beim Zentrum für Entwicklung und Umwelt des Geographischen Instituts der Universität Bern. Im Zentrum des NFS Nord-Süd steht die partnerschaftliche Zusammenarbeit mit Institutionen und Betroffenen im Süden und im Osten. Ziel ist es, Ursachen und Linderungsmöglichkeiten für drängende Probleme wie zum Beispiel Klimaveränderung, Wassermangel oder Migration zu finden. Das Forschungsprogramm setzt sich aus sieben «Individuellen Projekten» (IP) zusammen, die je einen Themenschwerpunkt setzen, untereinander aber eng vernetzt arbeiten. In neun Projektgebieten – acht davon in Entwicklungsländern, eines in der Schweiz (siehe Karte oben) – werden Fallstudien im Feld gemacht. Die Resultate aus den Forschungsarbeiten sollen direkt in Pilotprojekte einfließen, welche gemeinsam mit den Betroffenen ausgearbeitet werden. Ziel ist es, auf diesem Weg Massnahmen zu erarbeiten, die später in die Entwicklungszusammenarbeit einfließen.

Die Website mit den Projekten des Nationalen Forschungsschwerpunkts Nord-Süd: www.nccr-north-south.unibe.ch

Von Anthrax und Tollwut, Basel



Tollwut – eine Erfolgsgeschichte

Ursula Kajali arbeitete im Rahmen eines DEZA-Stipendiums «Jeunes chercheurs» während zweieinhalb Jahren im Tschad. Dort baute sie ein Tollwutlabor auf. Vorher gab es im Tschad keine Möglichkeit, diese Krankheit im Labor zu diagnostizieren. In Zusammenarbeit mit Geografen wurden in der Folge Hunde und ihre Besitzer in verschiedenen Quartieren der Hauptstadt N'Djamena eruiert und die Tiere auf Tollwut getestet. Aufgrund dieser Vorarbeiten führten die Wissenschaftler, zusammen mit den Quartiertvorstehern, eine Impfkampagne bei den Hunden durch. Der Erfolg war überwältigend: Mit dieser einmaligen Aktion konnte eine Impfdichte von über 70 Prozent erreicht werden. Diese Forschungsarbeit fließt nun ins IP4 ein – die praktische Weiterführung des Tollwutprogramms liegt nun in der Verantwortung der tschadischen Regierung.

Was für viele Wissenschaftler in Nord und Süd neu ist – die partnerschaftliche problemorientierte Forschung vor Ort – hat beim Schweizerischen Tropeninstitut Tradition. Im Rahmen des Nationalen Forschungsschwerpunkts Nord-Süd untersuchen Forscher aus der Schweiz und aus Westafrika die Gesundheit von Nomaden und der Stadtbevölkerung.

(gn) Kamele, Rinder, Schafe und Ziegen sind das wichtigste Gut der Nomaden im Tschad. Entsprechend werden sie gepflegt – und geimpft. Die Kinder der Nomaden hingegen erhalten meist nicht einmal die von der Weltgesundheitsorganisation WHO empfohlene Basisimpfung, weil sie keinen Zugang zu den Gesundheitsstationen der Sesshaften haben. Aufgrund einer gemeinsamen Studie erarbeiteten Forscherinnen aus dem Tschad und aus der Schweiz einen Lösungsansatz für das Problem: Im Rahmen einer «Gemeinsamen Medizin» sollen künftig Impfkampagnen bei den Nomaden und ihren Herden von Veterinär- und Humanmedizinerinnen gemeinsam durchgeführt werden.

Gesundheit der Nomaden im Blickpunkt

Der Gesundheitszustand von Mensch und Tier in Afrika beschäftigt das Schweizerische Tropeninstitut in Basel seit Jahren. Deshalb kann das «Individuelle Projekt Nr. 4» (IP4) des NFS Nord-Süd



Reiche / Jall

auf einer solider Basis aufbauen: Das Schwerpunktthema heisst «Gesundheit und Wohlergehen», Untersuchungsgebiet ist Westafrika, die Federführung hat das Schweizerische Tropeninstitut (STI). Kernprobleme wie Wassermangel oder Krankheitsepidemien werden an konkreten Beispielen untersucht. Dabei konzentrieren sich die For-

und N'Djamena

schenden auf zwei unterschiedliche Bevölkerungsgruppen: In Mauretanien und im Tschad befassen sich Doktorandinnen aus dem Norden und aus dem Süden mit der Gesundheit der Nomaden, und in verschiedenen Städten der Region, die alle von starker Zuwanderung geprägt sind, werden Lebensbedingungen und Gesundheit der Ärmsten untersucht. «Demografische Veränderungen ziehen auch epidemiologische Veränderungen nach sich», fasst Marcel Tanner, Direktor des STI, die Fragestellung im Bereich der Stadtentwicklung zusammen.

Malaria, Tuberkulose und Durchfall sind in erster Linie Krankheiten der ländlichen Unterschicht, während die Mittelklasse in den Städten vor allem unter chronischen Krankheiten sowie unter HIV/Aids leidet. «Die Zuwanderer aus den ländlichen Gebieten, die Armen in den Städten, haben das Schlechteste beider Welten», stellt Tanner fest. Sie gehören der «am meisten verwundbaren Gruppe» an. In enger Zusammenarbeit mit der jeweiligen Bevölkerung wollen das Schweizerische Tropen-

Nachfrage aus dem Süden im Rahmen des IP4 näher untersucht wird. Der Veterinär und Mikrobiologe Angaya Maho, Abteilungsleiter Mikrobiologie am Laboratoire de Recherches Vétérinaires et Zootechniques de Farcha in N'Djamena war im Sommer für einen Ausbildungsaufenthalt in der Schweiz. Hier lernte er die modernen Methoden für die Diagnostik von Anthrax kennen. Seine technischen Möglichkeiten in N'Djamena stammen aus den Fünfzigerjahren. Maho hofft nun, im Rahmen der Forschungspartnerschaft, sein Labor Schritt um Schritt modernisieren zu können.

Ziel seines Projekts ist es, verschiedene Stämme von Anthrax-Erregern bei den nomadischen Herden zu bestimmen und die Wirksamkeit des lokal produzierten Impfstoffs zu überprüfen und zu verbessern. Die Stämme der heute in Westafrika verwendeten Anthrax-Impfung stammen aus Grossbritannien und zeigen oft nicht die erwünschte Wirkung. Mit der Entwicklung eines lokal angepassten Impfstoffs soll die Effizienz verbessert werden – zudem ist es ein Schritt in Richtung Unabhängigkeit der tschadischen Veterinärmedizin.

Forschungszentrum in Afrika

Projektkoordinator des IP4 im Süden ist der mauretanische Wissenschaftler Guéladio Cissé (siehe Interview Seite 14), der seine Dissertation im Rahmen einer Forschungspartnerschaft mit der Schweiz schrieb. Seine Kenntnisse der Forschungslandschaft Schweiz vereinfachen die interkulturelle Zusammenarbeit.

Von den dreizehn Doktoranden aus dem Süden, werden sieben am Centre suisse de recherches scientifiques (CSRS) in Abidjan arbeiten, wo Guéladio Cissé Co-Direktor ist. «Wir wollen multidisziplinäre Forschung fördern – diese Art von Wissenschaft wird im Team betrieben. Sitzt ein Doktorand im Tschad, ein anderer in Mauretanien, können sie die Transdisziplinarität nicht wirklich leben. Hier am CSRS ist das möglich», begründet Cissé die Konzentration am Zentrum. Marcel Tanner verknüpft mit der starken Einbindung des CSRS ins NFS Nord-Süd die Hoffnung, dass sich dieses durch die Forschungspartnerschaft noch stärker als bisher zu einem wissenschaftlichen Zentrum für Westafrika entwickelt. ■



institut und die Partnerorganisationen in Afrika auf Quartierebene Risikoanalysen durchführen und Entwicklungsschritte zur Verbesserung der Situation aufzeigen.

Fragestellungen aus dem Süden

Zwar dominierten die Nordpartner zu Beginn des NFS Nord-Süd, da es aus zeitlichen Gründen und innerhalb der Vorgaben des Nationalfonds nicht möglich war, die Südpartner bei der Projektierung adäquat zu Wort kommen zu lassen. Das IP4 befand sich, dank der langjährigen Partnerschaft zwischen dem STI und verschiedenen Regierungs- und Forschungsinstitutionen in Westafrika in einer günstigeren Ausgangslage. So regte die Regierung im Tschad vor drei Jahren eine Untersuchung der Tollwut in den Städten an.

Anthrax ist ein weiteres Thema, das aufgrund der

«Für mich ist Veterinärmedizin dort interessant, wo auch der Mensch betroffen ist. Die Arbeit in einem anderen Umfeld, die Auseinandersetzung mit einer anderen Kultur war spannend und bereichernd.»

Ursula Kajali, Doktorandin STI

«Schon als Kind hatte ich das Gefühl, dass wir privilegiert sind. Ich habe weniger Probleme, mich in einem schwierigen Entwicklungsumfeld einzusetzen, als hier mit Hunden, Katzen und Pferden eine Luxusmedizin zu betreiben.»

Jakob Zinsstag, Projektleiter Veterinärmedizin, STI

«Die Rahmenbedingungen für die Wissenschaftler in der Schweiz lassen sich mit jenen im Tschad überhaupt nicht vergleichen: Die Möglichkeiten in der Schweiz, das Material in den Labors – das ist Wahnsinn!»

Angaya Maho, Laboratoire de Recherches Vétérinaires et Zootechniques de Farcha

Kulturschock mit guten Seiten

In den Ländern des Südens leidet die Forschung stark unter fehlenden Mitteln. Für den Mauretanier Guéladio Cissé, stellvertretender Direktor des Centre suisse de recherches scientifiques in Abidjan, können die Forschenden dank Partnerschaften mit dem Norden ihr Metier unter besten Bedingungen ausüben und ihre Fähigkeiten entwickeln. Interview: Jane-Lise Schneeberger.



Guéladio Cissé besitzt einen Dokortitel der ETH in technischen Wissenschaften und kennt die Nord-Süd-Forschungspartnerschaften gut. Nach Ingenieurstudien in Algerien spezialisierte sich der Mauretanier an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Lausanne (EPFL) und an der Zwischenstaatlichen Schule für Ingenieure und ländliche Ausrüstung von Ouagadougou (EIER) als Sanitäringenieur. Von 1986 bis 1991 leitete er den Dienst für Hygiene und Sanierung des mauretanischen Gesundheitsministeriums. Danach kehrte er an die EPFL zurück, um Umweltwissenschaften zu studieren. Seine Master- und seine Doktorarbeit befassen sich mit den gesundheitlichen Auswirkungen der Nutzung von verschmutztem Wasser in der städtischen Landwirtschaft im Sahel. Von 1992 bis 2001 koordinierte Cissé diese Forschungen in Burkina Faso und Mauretanien, in Partnerschaft mit der EPFL, dem Schweizerischen Tropeninstitut, der WHO und dem EIER. Seit 2001 ist er stellvertretender Direktor des Centre suisse de recherche scientifique in Abidjan und Regionalkoordinator des Projekts IP4 (siehe Seite 12).



Marcus Rose / Panos / Strates

Eine Welt: Was prägt die Forschung in den Ländern des Südens?

Guéladio Cissé: Die Forschung ist dazu verurteilt, sich mit konkreten und brennenden Problemen zu befassen. Dafür gibt es zwei Gründe. Die Forschenden müssen mit wenig Ressourcen Resultate produzieren und sind deshalb gezwungen, die zur Verfügung stehenden Mittel zu optimieren. Andererseits müssen sie ihre Existenz rechtfertigen, beweisen, dass ihre Arbeit wichtig ist, und dass sie einen Beitrag zur lokalen Entwicklung leisten. In Afrika sind Bevölkerung und Politik gegenüber der Forschung noch skeptisch.

Viele Wissenschaftler des Südens erhielten ihre Ausbildung in den Industriestaaten und bleiben nach Abschluss ihres Studiums im Norden. Sehen Sie eine Lösung für diese Abwanderung an Wissen?

Im Grunde möchten die meisten jungen Afrika-

nerinnen und Afrikaner, die im Norden studieren, in ihre Heimat zurückkehren und dort einen ihren Fähigkeiten entsprechenden Posten annehmen. Aber nach ihrer Rückkehr finden sie heruntergekommene Labors ohne Forschungsbudgets vor und erhalten in einem von Vetterwirtschaft zerfressenen System nur einen mageren Lohn. Nach einigen Monaten suchen sie anderswo eine bessere Stelle – aus menschlichen und universellen Gründen: Mit dem Wunsch nach einem anständigen Leben für sie und ihre Familien, nach beruflicher Anerkennung, Sicherheit usw.

Um dem abzuhelpen müssten die Institutionen im Norden sich für die berufliche Zukunft der bei ihnen sehr gut ausgebildeten Wissenschaftler interessieren. Sie könnten mit Projekten dazu beitragen, dass diese in ihr Land zurückkehren und ihre Fähigkeiten in gut ausgerüsteten Labors nutzen können. Solche Massnahmen verlangen eine tiefgreifende Neuausrichtung des Systems und sind

nicht überall anwendbar. Aber die Kosten wären angesichts der in die Entwicklungszusammenarbeit fließenden Millionen bescheiden.

Sie selber forschten mit Schweizer Institutionen in Afrika. Welche Vorteile sehen Sie in den Nord-Süd-Partnerschaften?

Im Vergleich zur klassischen Forschung bringen sie sozial und wirtschaftlich eine grössere Wertschöpfung. Sie ermöglichen es, die Institutionen im Süden zu festigen und die Fähigkeiten der Forschenden weiterzuentwickeln. Diesen bringen sie enorme Vorteile, namentlich durch die intellektuellen Ressourcen des Nordens, die sie in deren Institutionen antreffen. Die Forschenden der Industriestaaten ihrerseits können die Problematiken des Südens besser kennen lernen. Das trägt zur Globalisierung der Werte bei.

Wie verlaufen die Begegnungen zwischen Forschenden aus verschiedenen Kulturen?

Es gibt immer einen gewissen Kulturschock, was aber alle bereichert. Die Forschenden aus dem



Jung / lat

Norden kommen aus einem Land, wo alles funktioniert. Im Süden sind sie mit Stromausfällen, Treibstoffmangel oder fehlerhaftem Material konfrontiert. Was für den nächsten Tag vorgesehen war, kann vielleicht erst eine Woche später gemacht werden. Sie finden schnell eine menschlichere Dimension bei der Beurteilung der Ereignisse. Die Leute des Südens dagegen gehen in ihrer wissenschaftlichen Arbeit genauer vor und lernen, Fristen einzuhalten.

Die finanziellen Mittel auf beiden Seiten sind sehr unterschiedlich. Macht sich dieses Ungleichgewicht in der Alltagsarbeit bemerkbar?

Die Partnerschaft ist nicht immer idyllisch. Es kann vorkommen, dass die Forschenden aus dem Norden ihre Kollegen aus dem Süden beherrschen wollen und sich mehr Macht anmassen, weil das Programm von ihrem Land finanziert wird. Es können Konflikte ausbrechen, wenn der Partner



Toni Linder / DEZA

aus dem Norden nicht nur ungeschickt vorgeht, sondern auch nicht so kompetent ist, wie er vorgeht. Vielleicht arbeitet er mit einem brillanten und ernsthaften afrikanischen Forscher zusammen, der davon sehr frustriert ist. Natürlich gibt es auch das Gegenteil. Ein Forscher aus dem Norden kann voller guten Willens ankommen, findet eine schlecht geführte Institution vor, mit schwachen, nicht sehr kooperativen Partnern. Damit eine Partnerschaft gut funktioniert, muss sie auf gegenseitigem Vertrauen und Respekt aufbauen. Die Parteien müssen sich als gleichwertig sehen, die Kommunikation muss gut und die Kompetenzen müssen gleichmässig verteilt sein.

Laufen die Forschenden im Süden, angesichts der finanziellen Bedürfnisse, nicht Gefahr, manipuliert zu werden, zum Beispiel, indem Arbeiten zum Nutzen von Firmen-Gruppen durchgeführt werden?

Solche Missbräuche gibt es. Die Forschung wird manchmal von Personen bestimmt, die sich wenig um Ethik kümmern, rein kommerzielle Ziele verfolgen und alle vorhandenen Mechanismen ausnutzen, um diese zu erreichen. Wenn der Forschungsleiter im betreffenden Land keine guten Berater hat, akzeptiert er ein Projekt, weil man es ihm optimistisch präsentiert, ihm zum Beispiel finanzielle Vorteile verspricht. Die Schwäche der Institutionen, die ungenügenden menschlichen Fähigkeiten und die Korruption öffnen solchen Manipulationen Tür und Tor. ■

(Aus dem Französischen)



Bernard Descamps / Agence Vu (3)

Von Griots und Marabus zwischen Bamako und Timbuktu

Mali gehört zu den ärmsten Ländern der Welt und hat Mühe, aus seiner Abhängigkeit von internationalen Institutionen zu finden. Doch seine uralte Kultur, seine relativ demokratische Stabilität und herausragende Persönlichkeiten sind wichtige Pluspunkte. Von Arnaud Robert*.

Erst um Mitternacht oder noch später kreuzt Toumani Diabaté endlich in seinem Mercedes-Cabriolet auf. Jeden Freitag Abend gibt der junge Held der Kora, einer 21-saitigen Mandingue-Harfe, im Klub Hogon ein Konzert. Unweit der Eisenbahnlinie, welche die malische Hauptstadt mit Kayes und Dakar verbindet, kommen die eingefleischten Musikliebhaber und die von ihren Mätressen begleiteten Promis zusammen, um dem Gesang der elektrisch begleiteten Griots-Sänger zu lauschen.

In Mali scheinen sich alle nationalen Strömungen in der Musik wiederzufinden. Vor seiner Niederlage in den Präsidentschafts-

wahlen vom Mai 2002 liess Alpha Oumar Konaré seine Griots im Palast von Koulouba, dem afrikanischen Elysée über der Hauptstadt, auftreten. Der frühere Staatschef und gelernte Historiker ist von dieser Kultur der gesungenen Chronik, der legendären Märchen, welche die Mandingue-Djélis seit mindestens zehn Jahrhunderten überliefern, erfüllt.

Die kaiserliche Kultur von Soundjata Keita, der im 13. Jahrhundert das Kaiserreich Mali gegründet hatte, ist noch heute der wichtigste Reichtum dieses eingeschlossenen Landes, das seine Nachbarregionen auf natürlichem Weg nur über den Fluss Niger

erreichen kann. Als der Patriarch Modibo Keita in den sechziger Jahren eines der ersten sozialistischen Regimes in Afrika errichtete, verlangte er von den Künstlern, dass sie eine Mandingue-Variante der importierten amerikanischen Pop-, Rock'n Roll- und Rhythm & Blues-Musik erfinden. So schrieben Boubacar Traoré und Ali Farka Touré Gitarrenlieder mit starker afrikanischer Verwurzelung. Daher kommt vielleicht das, was hier alle den «malischen Stolz» nennen.

Der Sänger Ali Farka Touré hat sich vom Geschäft zurückgezogen. Ihm ist die jüngste Einsetzung von Präsident Amadou Toumani Touré ziemlich egal. Er

zulässige Frist hinaus an ihrem Amt kleben. So ist Mali zu einem demokratischen Modell geworden.

Regionales Ungleichgewicht

In Bamako schaut noch Monate nach den Wahlen das Porträt von ATT von unzähligen einstöckigen Hauswänden herab. Die Hauptstadt erstreckt sich über viele Kilometer und zählt über eine Million Einwohnerinnen und Einwohner. Volkszählungen sagen aber nichts aus über die Landflucht, unter der Mali leidet. Eines der grossen Projekte der Regierung ist denn auch die Dezentralisierung. In Mali, zweimal so gross wie Frankreich, gibt es kolossale



lebt in Niafunké, im äussersten Norden Malis, wo die Männer Turbane tragen, welche die Hälfte ihres Gesichts verdecken, wie bei den Tuareg.

Die Waffen schweigen

In unmittelbarer Umgebung von Timbuktu, in vom Saharasand bedeckten Orten, scheint die Lage friedlich. Die Kämpfe zwischen der malischen Armee und den Nomadenrebellensind vergessen. Und doch war 1994, auf dem Höhepunkt des Krieges gegen die Tuareg, Jean-Claude Berberat, der DEZA-Verantwortliche in Mali, in Niafunké unter nie geklärten Umständen ermordet worden. Das Ereignis war in diesem Land, das seit Erlangen der Unabhängigkeit wenig Gewalt kannte, äusserst gravierend.

Vor zehn Jahren entriss der Militär Amadou Toumani Touré, allgemein ATT genannt, Diktator Moussa Traoré die Macht. Er sicherte einen Übergang von einem Jahr und trat dann von seinem Amt zurück, ohne an den nächsten Präsidentschaftswahlen auch nur zu kandidieren. Etwas Unerhörtes auf einem Kontinent, wo Staatschefs weit über die



Ungleichgewichte. Zwischen dem Süden – vorab der Region Sikasso, deren Wirtschaft auf grossen Goldminen und einer reichen Natur aufbaut – und dem Norden, wo absolute Armut herrscht, unterscheiden sich die Bedürfnisse radikal.

Die Schriftstellerin Aminata Traoré, unter Alpha Oumar Konaré Kulturministerin, kämpfte für einen besser integrierten Tourismus. Denn das Dogon-Land, eine fast autarke Insel, mit deren alten Traditionen sich die Ethnografiekurse der ganzen Welt befassen, wurde plötzlich überschwemmt von Cars voller europäischer Touristen. Diese kulturelle Katastrophe bedroht ganz Mali, das zur Beute internationaler Reiseveranstalter wird. So besteht für den neuen Präsidenten Amadou Toumani Touré die grösste Herausforderung in der Rationalisierung der nationalen Wirtschaft. ATT, der noch immer vom Nimbus seiner Erfolge in Nichtregierungsorganisationen und von seinem Image als UNO-Botschafter profitiert, muss Mali aus seiner totalen Abhängigkeit von den westlichen Geldgebern herausführen. Aber er muss auch verhindern, dass das kostbarste Gut des Landes, seine einzigartige Ge-



Stanley Greene / Agence Vu



Bernard Descamps / Agence Vu

Das Ding im Alltag Der Tee

Man spricht vom mali-schen Tee. Nicht mit dem senegalesischen oder maurischen Tee zu verwechseln. In den ockerfarbenen Strassen von Bamako sitzen die Freunde von morgens bis abends auf ihren gewobenen Kissen, trinken Tee und beobachten Vorbeigehende. Eine Tradition? Weit mehr: ein Lebensgefühl. Die Spezialisten wissen ganz genau, wie viel grüner Tee in die aus China importierte Teekanne gegeben werden muss. Sie kennen auch die genau Zuckermenge, welche im Verlauf der vorbereitenden drei Braugänge stetig zunimmt. Auf einem winzigen, handgemachten Herd bringt der Gourmet die bräunliche Flüssigkeit stundenlang zum Schäumen. Wenn die alten Malier diese dem Müsiggang ergebenen Jungen Tasse um Tasse trinken sehen, wenden sie mit schwerem Herzen den Blick ab.

schichte, zerstört wird. Eine paradoxe Situation in einem Staat, der im Ausland ein tadelloses Ansehen genießt, zugleich aber eine der ärmsten Nationen ist, mit grossen Ressourcen, aber einer fast noch mittelalterlichen Landwirtschaft.

Die Bettler des Marabus

In Bamako fahren die grünen Minibusse ununterbrochen. Die öffentlichen Verkehrsmittel werden von Dutzenden von Eigentümern verwaltet und führen die Leute für rund hundert Francs CFA (25 Rappen) durch die ganze Stadt. Sie sind die Verkörperung dessen, was die Zusammenarbeitsorganisationen den «informellen Sektor» nennen. Wenn diese Kollektivtaxi an den Kreuzungen anhalten, sind sie sofort von Kindern umringt, die eine rote Konservenbüchse hinstrecken. Es sind Bettler, die beim Marabu, einem Koranmeister leben, der sie oft auch unterrichtet. In einem Land mit derart vielen Ethnien scheint der Islam die Hauptverbindung unter ihnen zu sein. Es ist ein Alltags- und Gesellschaftsislam, den die wenigen (von Libyen oder Saudi-Arabien finanzierten) integristischen Bewegungen nicht zu radikalisieren vermögen. Ein alter Islam, der seit der Kaiserzeit eingebürgert ist. Die herrliche Moschee von Djenné erinnert an diese Verwurzelung. Den Maliern führt sie auch die Grösse ihrer Nation vor Augen. Trotz seiner riesigen Schwierigkeiten im Erziehungs- und im Gesundheitswesen vergisst Mali nicht, dass es in Westafrika eine zentrale Stellung einnimmt. Seit jeher brachte das Land her-

ausragende Persönlichkeiten hervor, die für den Kontinent Pionierarbeit leisteten. Vom Peul-Schriftsteller Hamadou Hampaté Bâ bis zum Bambara-Fotografen Seydou Keita haben alle zur weltweiten Ausstrahlung des Landes beigetragen. Auch heute gibt es diese hervorragenden Persönlichkeiten. Der Plastiker Abdoulaye Konaté gehört dazu, der seine künstlerische Karriere auf Eis legte, um den Kulturpalast in Bamako zu leiten und dort die Biennale der afrikanischen Fotografie 2002 organisierte. Jetzt ist er zu seiner geliebten Arbeit als Maler und Installationskünstler zurückgekehrt. Das gilt auch für Aminata Traoré, die ihre Lokale für Unterhaltung und Kreativität – das Hotel Djenné und das Restaurant San Toro – mit eiserner Hand führt und in Bamako nach dem Modell von Porto Allegre Intellektuellentreffen organisiert. In ihren Werken prangert sie die überall vorhandene Korruption und die Einmischung der internationalen Zusammenarbeit an. Diese Frauen und Männer sind Teil der malischen Einmaligkeit. Sie versuchen heute, vierzig Jahre nach Erlangen der Unabhängigkeit, ihr Land aufzubauen. Und sie versuchen, neue Antworten auf die nationalen Herausforderungen zu finden. ■

** Arnaud Robert ist Kulturjournalist bei der Tageszeitung Le Temps. Seit 1989 hat er zahlreiche Reisen nach Mali unternommen und darüber berichtet. Er realisierte den Dokumentarfilm «Bamako is a miracle».*

(Aus dem Französischen)

Mali und die Schweiz: Gouvernanz, Wirtschaft und Soziales

(bf) Die schweizerische Zusammenarbeit mit dem Binnenland Mali begann 1976 mit der Finanzierung von Getreidesilos. Sechs Jahre später wurde eine Koordinationsbüro in Bamako eröffnet. Als 1994 der Koordinator Jean-Claude Berberat auf einer Dienstreise im Norden Malis ermordet wurde, sanken die Beziehungen zwischen Mali und der Schweiz auf einen Tiefpunkt, worauf die DEZA ihre Aktivitäten im Norden des Landes einstellte. Seither konzentriert sich die Zusammenarbeit auf die sogenannte «troisième région» (Sikasso) im Süden des Landes, wo die Armut am grössten ist. Das Entwicklungsprogramm in Mali ist eines jener Programme, in denen ein beträchtlicher Teil der Projekte – das Budget beläuft sich dieses Jahr auf rund 12 Millionen Franken – durch Schweizerische Hilfswerke (u.a. Helvetas, Intercooperation, Swisscontact und IUED) betreut werden. Die Tätigkeitsbereiche konzentrieren sich auf folgende Schwerpunkte:

Unterstützung einer angepassten, eigenständigen und demokratischen Gouvernanz: Diese wird unter anderem mit Projekten in den

Bereichen Dezentralisation, der Führung öffentlicher Angelegenheiten, der Betreuung von Gemeindeaufgaben sowie der Wasserbewirtschaftung angestrebt.

Belebung der lokalen Wirtschaft: Um eine diversifizierte und nachhaltige Grundlage für eine produktive Wirtschaft sowie den Austausch zwischen Stadt und Land zu fördern, laufen Programme in den Bereichen Handwerkunterstützung, Berufsausbildung, Kredit- und Sparkassenförderung sowie der nachhaltigen Bewirtschaftung von natürlichen Ressourcen.

Soziale Entwicklung: Seit längerer Zeit läuft ein Programm zur Unterstützung des malischen Gesundheitssystems, welches auf der Beteiligung der Gemeinden, Kostendeckung und der Verfügbarkeit von Medikamenten beruht. Gleichzeitig wird mit einem «Wasserprogramm» nicht nur der Zugang zu Wasser gewährleistet, sondern auch die öffentliche und private Wasserbewirtschaftung gefördert.

Name

Republik Mali

Hauptstadt

Bamako (rund 1 Million Einwohner)

Fläche

1 240 192 km²

Bevölkerung

11,5 Millionen

Lebenserwartung

Männer: 48 Jahre
Frauen: 52 Jahre

Ethnische Gruppen

Bambara: 36,5%
Peul: 13,9%
Sénoufo: 9%
Soninké: 8,8%
Dogon: 8%
Songhai: 7,2%
Malinké: 6,6%
Von den anderen wichtigen Ethnien (namentlich die Bobo, Diola, Mauren und Tuareg) macht keine mehr als 5% der Gesamtbevölkerung aus.

Religionen

Islam (Sunniten): 89,8%
Animistentum: 9,2%
Christentum: 1%

Sprachen

Französisch (offizielle Sprache). Im Alltag werden vor allem die einheimischen Sprachen gesprochen. Ein grosser Teil der Bevölkerung beherrscht Bambara und seine Abwandlungen.

Bruttonutzenprodukt

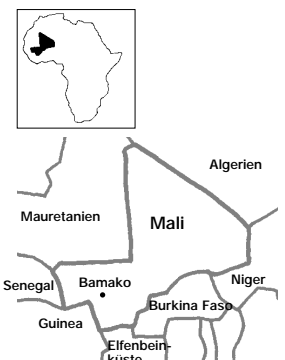
260 Dollar pro Einwohner

Wichtigste Exportgüter

Baumwolle, Gold, Fleisch

Währung

Franc CFA (indexierter Wechselkurs gegenüber dem Euro: 1 Euro = 655,957 fCFA)



Aus der Geschichte

- | | |
|--|---|
| <p>4. Jh. Das erste Reich in der Schlaufe des Flusses Niger könnte das Königreich Ghana gewesen sein. Es entstehen grosse Handelsstrassen durch die Sahara. Gold und Sklaven werden gegen Salz eingetauscht.</p> <p>13. Jh. Gründung des Königreichs Mali. Noch heute lassen die Mandingue-Sänger ausführlich die Legende des Gründers Soundjata Keita ertönen. Das Reich erstreckt sich über ein riesiges Territorium von Gao bis zum Meer. Den Zenith erlebt es unter der Herrschaft von Kankan Moussa (1312-1337), wegen dessen kostspieliger Pilgerreise nach Mekka der Kurs des Goldes bis nach Kairo eingebrochen sein soll. Bis ins 19. Jahrhundert folgen sich unterschiedlich wichtige, von arabischen Händlern islamisierte Königreiche.</p> <p>1892 Samory Touré, Kriegsfürst und Widerstandskämpfer gegen den Kolonialismus, wird von französischen Truppen verjagt und emigriert an die Elfenbeinküste. Es ist das Ende des Königreichs Sikasso.</p> <p>1895 Mali wird französische Kolonie. Es wird unter dem Namen Hoch-Senegal-Niger, später Französischer Sudan, in Französisch Westafrika (Afrique Occidentale Française /AOF) integriert.</p> <p>1959 Ausrufung der Föderation von Mali, mit den Territorien von Sudan und Senegal.</p> | <p>1960 Die Föderation überlebt nicht. Am 22. September wird Mali ein unabhängiger Staat, mit Modibo Keita als erstem Präsidenten. Er führt ein demokratisches und sozialistisches Regime ein.</p> <p>1968 Der junge Militär Moussa Traoré stürzt Präsident Keita, setzt die Verfassung ausser Kraft und verbietet politische Parteien. Sein selbstherrliches Regime stürzt das Land in eine langdauernde wirtschaftliche, von der Dürre noch verschärfte Krise.</p> <p>1991 Moussa Traoré befiehlt der Armee, auf Demonstrierende zu schießen (106 Tote, vor allem Studierende). Daraufhin lässt Oberstleutnant Amadou Toumani Touré den Diktator verhaften und bildet ein Übergangskomitee, welches das Land in die Demokratie zurückführen soll.</p> <p>1992 Wider Erwarten gibt Amadou Toumani Touré die Macht ab und kandidiert auch nicht an den Wahlen. Alpha Oumar Konaré wird Staatschef. Er wird 1997 wiedergewählt.</p> <p>Mai 2002 Im zweiten Wahlgang der Präsidentschaftswahlen wird Amadou Toumani Touré Präsident, nachdem er aus der Armee ausgetreten ist. Seine zehnjährige Erfahrung in NGOs und internationalen Institutionen gilt als besondere Stärke.</p> |
|--|---|

Das gestohlene Leben



Touré Fatou Sako, 48, arbeitet im Nationalmuseum von Mali in Bamako als soziokulturelle Führerin und Animatorin. Sie hat ein Diplom des Nationalen Kunstinstituts (Abteilung Musik). Sie ist verheiratet, hat fünf Kinder, ihre Freizeit verbringt sie gerne mit Reisen, Lesen und Musik.

Es ist Juli, die Kinder sind bei den Grosseltern in den Ferien. Ich geniesse entspannt eine ruhige Vollmondnacht. Plötzlich schrillt das Telefon durch die Stille. Es ist meine Schwester, die mir den Tod der alten Kany bekannt gibt. Langsam kehre ich in mein Zimmer zurück, rufe mir Kanys Gesicht in Erinnerung. Als ich zehnjährig war, lernte ich die Dame erstmals näher kennen. Ich kann mir diese Augenblicke vergegenwärtigen, als ob es gestern gewesen wäre. Heute erinnert mich die traurige Nachricht an die stolze Frau, deren Charme und Eleganz meine Kindheit prägten.

Lange machte mich Kany stutzig, vor allem, weil sie in ihrer väterlichen Familie lebte. Sie war vom Hauch eines Geheimnisses umgeben. Sie war verheiratet, nicht geschieden, immer allein, immer ausserhalb des Gemeinschaftslebens, und dies trotz ihrer Liebenswürdigkeit und ihrer entgegenkommenden Art. Unerklärlich waren auch diese Stofffetzen, die geheim, vor den Blicken versteckt, in ihrer Toilette trockneten. Ich sah sie, verständnislos, fragte mich, wie eine Frau ihres Alters noch mit Puppen spielen konnte. Meine Fragen blieben unbeantwortet. Kany wurde für mich zu einem echten Rätsel. Schön, freundlich, mütterlich, aber allein, immer allein.

Ich wuchs heran, heiratete. Erst als ich mit meinen Kindern ins Dorf zurückkam, konnte ich einen Zipfel des Schleiers über dem Geheimnis Kany lüften. Jetzt, als beschnittene Frau und Mutter, verstand ich Kany. Es gab kein Geheimnis, sondern nur ein Drama: das Drama vieler Frauen in diesen abgelegenen Dörfern.

Sie war kaum sechzehn, als sie in ihre väterliche Familie zurückkam, um, so war es der Brauch, ihr erstes Kind dort auf die Welt zu bringen. Und da geschah es. Die Geburt war wegen des durch die Beschneidung geschundenen Körpers lang und

schwierig und führte zu einer vesico-vaginalen Fistel.

Mit sechzehn wurde Kany inkontinent: Kein Mann, kein Eheleben, kein gesellschaftliches Leben mehr. Kany verlor dauernd Urin, und endlich verstand ich, warum so viele Stofffetzen in ihrer Toilette hingen. Jetzt, als Mutter, habe ich begriffen, was in Kanys Leben passiert war: das Drama der Frauen mit Fisteln. Bei uns, den Soninké, ist es üblich, die kleinen Mädchen zu beschneiden und zusammenzunähen, um ihre Jungfräulichkeit zu erhalten.

Kany sollte zu ihrem Mann zurückkehren, doch sie verstand es, das Abreisedatum immer wieder hinauszuschieben. Sie klagte über Schmerzen, die lange Behandlungen nötig machten. In Wirklichkeit verbarg sie ihr Leid, ihre Scham: Wie konnte sie mit den Nebenfrauen und den Schwägerinnen leben, wenn sie widerlich nach Urin stank? Beschneidung, Infibulation, Modewörter, barbarische Praktiken, die in Verruf stehen! Einige Traditionen bleiben, widerstehen Zeit und Entwicklung.

Ursprünglich leiteten diese blutigen Praktiken eine lange Reifefeier ein. Die Beschneidung hatte zum Ziel, die Mädchen auf ihre künftige Rolle als Frau, Ehefrau und Mutter vorzubereiten, sie als Individuum gesellschaftsfähig zu machen. Mit der Kolonialisierung kam die Moderne nach Afrika, man entdeckte die Hygiene, die Pflege von Mutter und Kind, die moderne Medizin.

Die afrikanischen Gesellschaften entwickelten sich, die Reife feiern verschwanden, es blieb nur noch der blutige Akt als Zeichen einer kulturellen Identität. Die Frage lautet heute: Wie kann man diese Praktiken zum Verschwinden bringen? Frauen-NGOs, afrikanische Staaten, afrikanische Intellektuelle werden manchmal zusammen aktiv, manchmal gehen ihre Wege auseinander, einige empfehlen, die Beschneiderinnen einem anderen Beruf zuzuführen, andere wollen die Beschneidung medizinisch akzeptabel durchführen, wieder andere wollen sie unter Strafe stellen. Und ich frage mich: Was können die Strategien aus der Stadt in diesen abgelegenen Dörfern auf dem Land, wo das nicht Beschnittensein einer Ausgrenzung gleichkommt, angesichts der kulturellen Identität und der Unwissenheit ausrichten?

Ich denke an dich, Kany, die du für Tausende von anonymen Frauen auf dem Land stehst. Der Konformismus, die Unwissenheit, die alten Bräuche haben dir dein Leben gestohlen. Schlafe in Frieden. Du, die du gelebt hast, ohne zu existieren. ■

(Aus dem Französischen)



Touré Fatou Sako



Armut und Terrorismus – ein Jahr danach

Die Meinungen gehen darüber auseinander, ob es Zusammenhänge zwischen Armut und Terrorismus gibt. Die Ärmsten der Armen haben kaum Zugang zu Waffen, weil ihnen die Mittel zum Erwerb solcher fehlen. Arme, ja gar Kinder, werden aber zum Waffengang angeworben; sie werden zu Werkzeugen anderer für deren Zwecke und – wie Erfahrungen zeigen – haben später oft Mühe, sich von der Waffe zu trennen. Sie haben gelernt, sich mit Waffengewalt das zu holen, was sie sonst nicht erhalten oder sich erarbeiten konnten.

Wir haben also gewissermassen zu trennen zwischen privater Gewalt (kriminelle Akte Einzelner) und privatisierter Gewalt (organisierte Gewalt privater Gruppierungen zur Erreichung bestimmter Zwecke). Beide Formen von Gewalt sind nicht neu. Der 11. September 2001 hat aber auf einen Schlag gezeigt, wie verwundbar unsere Gesellschaft ist und zu was privatisierte Gewalt im Stande ist. Das Al-Qaida-Netzwerk hat als multilaterale Organisation durch schreckliche Art der Welt das Fürchten beigebracht. Die Attentäter stammten nicht aus armen Verhältnissen. Ihr Motiv war nicht ein Protest gegen die Armut. Es waren kriminelle Akte motiviert aus fundamentalistischen Haltungen und Ansprüchen.

Privatisierte Gewalt macht Staaten ihr Gewaltmonopol als Mittel zur Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung streitig. Es geht ihr um Macht. Solche Gruppierungen nehmen das Recht in ihre Hände und setzen Gewalt zur Erreichung ihrer Ziele ein, die sie offenbar mit friedlichen Mitteln nicht bewerkstelligen können. Wenn Staaten Sicherheit nicht gewährleisten können, gibt es auch niemand, der solchen Gruppierungen die Stirne bietet, Frieden schafft und dem Recht zum Durchbruch verhelfen kann. Die Weltgesellschaft braucht starke Staaten, damit keine rechtsfreien Räume entstehen können. Es ist entscheidend,

dass die Armen ermächtigt werden, ihre Rechtsansprüche einfordern zu können. Sicherheit darf nicht zu einem Produkt verkommen, das sich Reiche leisten können, Arme aber nicht. Wenn letztere schutzlos privatisierter Gewalt ausgeliefert sind, spottet dies jeder Demokratie, jedem Verständnis, dass vor dem Recht alle gleich sind.

Viel ist unternommen worden, den Terrorismus zu bekämpfen. Aber haben wir die Ursachen von Terror ausreichend verstanden? Ist die Allianz gegen den Terrorismus stark genug, der privatisierten Gewalt Einhalt zu gebieten bzw. sie gar nicht entstehen zu lassen? Der Rechtsstaat ist eine der genialsten Erfindungen der Menschheit. Dies scheint aber vielerorts verkannt zu werden. Es sind nicht die Armen, welche Staaten dem Fall preisgeben, sondern Machtbesessene, welche sich über das Recht stellen und Richter in eigener Sache sind. Das kann genau so wenig die Folgerung aus dem 11. September 2001 sein, wie es auch symmetrisch eingesetzte Gegengewalt nicht sein kann.

Leo Tolstoi hat es in seinem Monumentalwerk «Krieg und Frieden» festgehalten: «So wie man Feuer nicht mit Feuer löschen kann, kann man Böses nicht mit Bösem vergelten.» Die Welt und ihre Menschen brauchen Hoffnung, Perspektiven auf ein Leben in Würde, Frieden und Sicherheit. Ist das so schwer zu verstehen? Nachhaltige Entwicklung könnte ein probates Mittel sein, würden alle es wollen. Dazu braucht es eine globale Partnerschaft der Staaten und Völkergemeinschaften. ■

Walter Fust
Direktor der DEZA

Afrikas Generation ohne Eltern

Über 40 Millionen Menschen weltweit leben mit dem HIV/AIDS-Virus – zwei Drittel von ihnen im Afrika südlich der Sahara. In einigen afrikanischen Ländern ist die Lebenserwartung drastisch gesunken. Während die Eltern an AIDS sterben, müssen die Waisen ihre Zukunft selbst meistern. Weltweit gibt es rund 13 Millionen AIDS-Waisen.



Gideon Mendel / Network / Lookat

Drastisch sinkende Lebenserwartung

Zwischen 2000 und 2005 werden acht afrikanische Länder wegen der AIDS-Epidemie mindestens 17 Jahre Lebenserwartung verloren haben: Botswana, Kenia, Lesotho, Namibia, Südafrika, Swaziland, Sambia und Simbabwe. In Botswana ist die Lebenserwartung zwischen 1995 und 2000 im Vergleich zur Lebenserwartung ohne AIDS als Todesursache bereits um 23 Jahre gesunken; bis 2005 wird sie um 34 Jahre sinken. Ausserhalb des afrikanischen Kontinents wird die Lebenserwartung zwischen 2000 und 2005 auf den Bahamas, in Kambodscha, in der Dominikanischen Republik, Guyana, Haiti und Myanmar wegen der AIDS-Todesfälle um mindestens drei Jahre sinken. (Quelle: Vereinte Nationen-UNAIDS)

(mr) «Wir müssen uns wie Erwachsene aufführen, weil uns niemand wie Kinder behandelt, und wir müssen das tun, was sonst die Erwachsenen tun. Ich stehe morgens um vier Uhr auf, bringe Haus und Küche in Ordnung, wasche die kleineren Geschwister und gehe dann fünf Kilometer zu Fuss zur Schule. Die Schule ist die schönste Zeit des Tages, denn dort können wir unsere Probleme vergessen. Ich will bis zur letzten Klasse zur Schule gehen und dann arbeiten. Ich werde mich dann um meine Kinder kümmern und ihnen das geben, was mir gefehlt hat.» Sarah ist sechzehn Jahre alt und eine der zahlreichen Jugendlichen und Kinder in Tansania, die wegen Aids Waisen geworden sind.

Von der 31 Millionen Einwohner zählenden Bevölkerung Tansanias sind über eine Million Kinder wegen AIDS Waisen geworden. In einigen Ländern Süd- und Ostafrikas wachsen über 20 Prozent der Kinder elternlos auf. «Wir sehen uns hier mit ei-

nem noch nie da gewesenem, hoch explosivem gesellschaftlichen Phänomen konfrontiert, dessen Folgen wir nicht abschätzen können. «In diesen Ländern wächst eine Generation ohne den Trost und die Liebe der Eltern auf», erklärt Irene Bush von *terres des hommes* schweiz.

Lehrkräfte sensibilisieren

In Tansania ist die Lage besonders schwierig, weil siebzig Prozent der Bevölkerung in ländlichen Gebieten lebt. Die Bauernfamilien treffen nur gerade für die Abdeckung der unmittelbaren Bedürfnisse Vorsorge, und wenn jemand in der Familie erkrankt, sind weder Lebensmittel noch finanzielle Reserven vorhanden. «Wenn beide Elternteile sterben, bleiben die Kinder allein, und die grösseren müssen die kleineren versorgen. Und meistens sehen sie sich mit der Aufgabe konfrontiert, das Land ohne irgendwelche Vorkenntnisse zu bestellen», sagt die Expertin von *terre des hommes*.

Oft ist der einzige Kontakt mit erwachsenen Personen derjenige mit den Lehrkräften in der Schule. Daher ist es sehr wichtig, dass sich die Lehrerinnen und Lehrer richtig verhalten. Das von *terre des hommes schweiz* mit Unterstützung der DEZA realisierte Projekt «Humuliza» in Tansania zielt auf die psychosoziale Unterstützung der Waisenkinder mit Hilfe der Sensibilisierung der Lehrpersonen und allgemein der Gemeindemitglieder ab. Ein Drittel der 685 Kinder, welche die Primarschule von Ganyamukanda im Distrikt Muleba besuchen, sind Waisen.

Zu Beginn der Epidemie dachten viele der sechzehn Lehrkräfte der Schule, dass Aids eine Strafe Gottes sei und dass sich die Familien um die Waisenkinder zu kümmern hätten. Heute sind sie sich aufgrund der tragischen Anzahl von Waisenkindern unter den Schülern bewusst, dass das Virus alle treffen kann (siehe Präventionsplakate unten).

nicht zur Schule gehen, weil seine Kleider schmutzig sind und es keine Seife hat, um sie zu waschen. Seit die Waisenkinder dank der Unterstützung der Lehrer begriffen haben, dass es ihr Recht ist, eine Ausbildung zu erhalten, gehen sie auch öfter in die Schule von Ganyamunkanda.

Tabuthemen Sexualität und Tod

«Humuliza» ist nur eines der Projekte mit dem Ziel, die psychosozialen Probleme der Aids-Waisenkinder zu mildern. Seit vergangenem Mai unterstützt die DEZA eine eigens ins Leben gerufene Initiative auf regionaler Ebene mit der Bezeichnung REPSSI (Regional Psychosocial Support Initiative HIV/AIDS). «Mit Projekten wie Humuliza haben wir sehr gute Erfahrungen gemacht. Daher ist es wichtig, dass die verschiedenen, auf diesem Gebiet operierenden Organisationen sich untereinander koordinieren und



In der ersten Projektphase haben die Kinder ihre Bedürfnisse und Probleme zum Ausdruck gebracht. Als erste Priorität wurden eine stärkere Unterstützung, besserer Schutz und die Bezahlung des Schulgeldes genannt. Die Projektverantwortlichen haben schliesslich beschlossen, die Kosten für die Schule zu übernehmen und besonderes Gehör den psychosozialen Bedürfnissen der Kinder zu schenken. Einerseits sollten sie direkte psychologische Betreuung erfahren und andererseits sollten die Lehrpersonen und die Mitglieder anderer NGOs über die Wichtigkeit der Kommunikation mit den Waisenkindern instruiert werden.

Dank «Humuliza» haben die Lehrerinnen und Lehrer verstanden, wie wichtig die psychosoziale Betreuung für die Schulkinder ist. Sie haben einige Verhaltensweisen zu interpretieren gelernt, die sie vorher nicht verstanden haben. Zum Beispiel kann ein Kind aus dem einfachen Grund zerstreut sein, weil es Hunger hat, oder ein anderes will

Erfahrungen austauschen», erklärt Irene Bush.

Die vor Ort arbeitenden humanitären Organisationen wollen mit Hilfe von REPSSI die in den verschiedenen Regionen bereits laufenden Programme für die psychosoziale Betreuung koordinieren und die Aktivitäten zur Unterstützung der Kinder ausweiten. Ein weiterer äusserst wichtiger Aspekt des Projekts besteht in der Förderung der Prävention, was sehr schwierig ist in einer Gesellschaft, in der Sexualität und Tod Tabuthemen sind. Zurzeit arbeiten 35 Organisationen im Bereich von REPSSI. Sie bieten den Waisenkindern von Malawi, Mozambique, Namibia, Tansania, Uganda, Sambia, Südafrika und Simbabwe psychosoziale Unterstützung. Bis heute hat das Projekt 10000 Kinder erreicht, bis 2007 sollen es 250000 werden. ■

(Aus dem Italienischen)

DEZA gibt sich neue AIDS-Politik

Im Kampf gegen HIV/Aids unterstützt die DEZA unter anderem Organisationen wie UNAIDS oder den «Global Fund to fight AIDS, Tuberculosis and Malaria» (GFATM). In der bilateralen Zusammenarbeit wurden beispielsweise in Nepal und Mali bereits vor zehn Jahren erste Präventionsaktivitäten durchgeführt.

Anlässlich des diesjährigen Weltaidstages vom 1. Dezember stellt die DEZA ihre neue Aidspolitik vor. Hauptstrategien darin sind «die Stärkung von Kompetenzen und Kapazitäten im Bereich HIV/Aids, die Förderung von Synergien von Programmen, ein multisektorieller Ansatz, die Integration von HIV/AIDS-Prävention in Projekte und Programme der DEZA, ein systemischer Ansatz und die Förderung von angewandter Forschung. Die Massnahmen richten sich an die ärmsten und verwundbarsten Bevölkerungsschichten.»

Die Broschüre zur neuen Aidspolitik der DEZA ist erhältlich bei: DEZA-Verteilzentrum, Tel. 031 322 44 12; E-mail: info@deza.admin.ch

Strassen für den Frieden

Nach 22 Jahren Krieg ist Afghanistan eines der ärmsten Länder der Welt. Seit Ende des Krieges sind unzählige neue Hilfswerke vor Ort, doch Hilfe greift nur, wenn man die Menschen in abgelegenen Dörfern erreicht. Dazu braucht es dringend ein verbessertes Strassennetz.



DEZA-Engagement in Afghanistan

Die Humanitäre Hilfe (HH) des Bundes unterstützt die afghanische Bevölkerung seit bald zwei Jahrzehnten. In den letzten Jahren wurden die Hilfeleistungen der DEZA insgesamt von 5 Millionen Franken im Jahr 1998 auf 21 Millionen im Jahr 2002 erhöht. Zwei Drittel dieses Betrages werden für Aktivitäten im multilateralen Bereich aufgewendet (IKRK, UNHCR, WFP). Neben den Finanzbeiträgen an die Programme der multilateralen Organisationen stellt die DEZA Experten aus dem Schweizerischen Korps für humanitäre Hilfe (SKH) zur Verfügung. Planer, Bauingenieure, Trinkwasser-spezialisten, Logistiker und Ärzte unterstützen die Nothilfe verschiedener Uno-Programme und des IKRKs in Planungs-, Koordinations- und Umsetzungsaufgaben. Mit Nahrungsmittelhilfe und Landwirtschaftsprojekten wurden rückkehrende Flüchtlinge und intern Vertriebene sowie die von der Dürre betroffene Bevölkerung unterstützt. Zusätzlich kofinanziert die Humanitäre Hilfe Basis-Gesundheitsprogramme mit mehreren NGOs im Norden und Nordosten Afghanistans.

(mr) Das GPS-Gerät auf den Knien, ein Diktaphon in der Hand. Der Schweizer Bauingenieur Hans Stämpfli ist im Geländewagen eines Uno-Konvois von Kabul nach Bamyán unterwegs. Alle zehn Sekunden speichert das Satellitennavigationssystem GPS den Standort des Fahrzeugs und ermöglicht somit, die Linienführung der Strassen direkt in eine Landkarte zu übertragen. Immer wieder lässt der Schweizer Experte, der der Uno-Logistikzelle UNJLC von der DEZA zur Verfügung gestellt wurde, den Konvoi anhalten, steigt aus dem Wagen, prüft den Strassenzustand und die Tragfähigkeit der Brücken, begutachtet die Flussufer. Dann greift er zum Diktaphon und hält seine Eindrücke zum Strassenzustand fest.

Die genaue Bestandsaufnahme des afghanischen Strassennetzes, die Hans Stämpfli letzten Frühling für die Uno in Angriff genommen hat, ist auf der Webseite der Uno-Logistikzelle (www.unjlc.org) abrufbar. Dank dieser Informationen kommen die Transporte von Rückkehrern und die Hilfskonvois, die seit Ende des Krieges zur Verteilung von Lebensmitteln unterwegs sind, schneller ans Ziel. Rund 3000 Kilometer legte der erfahrene SKH-Mann von Anfang März bis Ende Mai für diese

Bestandsaufnahme zurück. Vorbei an zerbombten Brücken, russischen Panzer-Wracks und jungen Männern mit Kalaschnikows. Oft habe man nur noch die Spuren der Strassen gesehen. Hunderte Kilometer mussten in Flussbetten zurückgelegt werden.

Über die Ufer getretene Flüsse haben ganze Strassen weggeschwemmt. «Afghanistan ist das viertärmste Land der Welt. Das Strassennetz muss hier schon immer schlecht gewesen sein, doch nach 22 Jahren Krieg ist der Zustand katastrophal», sagt Hans Stämpfli. Dazu komme ein Verlust an praktischem Wissen, so dass im Strassenbau nicht einmal mehr elementare Grundregeln berücksichtigt würden. Hans Stämpfli hat der Uno-Logistikzelle und der DEZA deshalb geraten, vermehrt auf Wissenstransfer im Flussbau zu setzen, da in diesem Bereich der grösste Rückstand bestehe. Der Bauingenieur erarbeitete für die Webseite der UNJLC zudem technische Richtlinien mit praktischen Ratschlägen für den Strassen- und Flussbau. ■

Abschied von Rudolf Dannecker

(gjs) DEZA-Vizedirektor Rudolf Dannecker tritt Ende dieses Jahres in den Ruhestand. Nach einem Literaturstudium an der Universität Basel arbeitete er zwei Jahre in der Abteilung Public Relations der Firma Sandoz. Von 1967 bis 1968 lebte er in Brüssel, wo er Studien über die europäische Union absolvierte und für den Europäischen Entwicklungsfonds arbeitete. 1969 trat er bei der DEZA ein, wo er eine reiche und abwechslungsreiche Laufbahn verfolgte. Er war Koordinator in Kenia, danach Chef der Sektion Ostafrika und schliesslich Koordinator in Indien. 1982

gründete er die Entwicklungsorganisation Intercooperation und leitete diese bis 1988. 1989 kehrte er als Vizedirektor in die DEZA und leitete die Abteilung Zentrale Dienste, Personal und Evaluation. Seit 1992 leitet er die Sektion Bilaterale Entwicklungszusammenarbeit. Rudolf Dannecker prägte mit seinem Engagement die Politik und die Aktivitäten der Schweizer Zusammenarbeit und der DEZA nachhaltig.

Humanitäre Hilfe: Mehr Platz und neuer alter Partner

(bf) Wegen den prekären Platzverhältnissen am DEZA-Hauptsitz an der Freiburgstrasse 130 in Bern zügelt die Sparte Humanitäre Hilfe der DEZA per Anfang 2003 an die Sägestrasse 77 in Köniz. Am neuen Ort werden in einem ehemaligen Industriegebäude 111 Arbeitsplätze eingerichtet. Bereits vor Monaten hat die Geschäftsleitung der Swiss International Air Lines (Swiss) beschlossen, sich an der Rettungskette Schweiz als Nachfolgerin der Swissair bzw. der SAirGroup zu beteiligen. Dies nach einer Zusammenkunft mit der Leitung der Humani-

tären Hilfe des Bundes. Die Rettungskette gelangt vor allem nach Erdbeben im Ausland zum Einsatz. Nebst der nationalen Airline gehören ihr sieben weitere Partner an. Geleitet und finanziert wird die Rettungskette von der DEZA.

Was eigentlich ist... Good Governance?

(bf) Der Begriff der Governance (Regierungsführung) tauchte in der Entwicklungspolitik in Zusammenhang mit den Ereignissen zum Fall der Berliner Mauer und zum Ende des Kalten Krieges Anfang der neunziger Jahre das erste Mal auf. Damals realisierte man, dass Entwicklungszusammenarbeit nur dann tatsächlich greift, wenn die Regierungen inklusive Institutionen verlässlich und transparent handeln. Die Weltbank prägte daraufhin als erste den Begriff der Good Governance, mit der Absicht, die Wirksamkeit der Nutzung öffentlicher Mittel zu erhöhen. Da im englischen Begriff nicht nur die Regierungsführung, sondern auch die Führung sowohl öffentlicher als auch nicht-staatlicher Institutionen miteinbezogen sind, zieht die DEZA diesen dem deutschen Begriff «Gute Regierungsführung» vor, der missverständlich aufgefasst werden kann.

Good Governance existiert dann, wenn die Wechselbeziehung und Rollenteilung zwischen Staat, Zivilgesellschaft und Privatwirtschaft auf einigen wichtigen Prinzipien aufbaut: Partizipation, Transparenz, Nicht-Diskriminierung, Wirksamkeit und Verlässlichkeit der öffentlichen Angelegenheiten. Diese sollen gewährleisten, dass die Bürgerinnen und Bürger eines Landes – sei dies als Individuum oder als Gruppe – wählen können, wie sie ihre eigene Entwicklung unter voller Wahrnehmung ihrer Rechte und Pflichten gestalten.

Dieses Umfeld funktioniert nur dann, wenn die Prinzipien eines Rechtsstaates respektiert werden – insbesondere die Menschenrechte und die Gewaltentrennung –, welcher bei der Suche nach Konfliktlösungen auf Gewaltlosigkeit setzt und auf einer zwischen Staat, Zivilgesellschaft und Privatwirtschaft aufgeteilten Verantwortlichkeit beruht. Jede dieser Instanz gemäss ihrer Rolle, eine dauerhafte menschliche Entwicklung zu fördern.



Ursula Meissner / laif

«Ihr müsst nicht für solche Dinge kämpfen»

Der Beruf des Journalisten ist im Entwicklungsland Bangladesch ein Spiel mit dem Leben. Das Elend wird zur Normalität. Trotzdem traf eine Schweizer Journalistin während eines vierwöchigen Einsatzes auf der Redaktion der Tageszeitung «Daily Star» keine Zyniker, sondern nimmermüde Chronisten im Dienst der Demokratie. Ein Erlebnisbericht von Claudia Laubscher*.



Marius Born / DEZA

Im 12-Millionen-Moloch Dhaka öffnet der Journalistenausweis keine Türen, darauf war ich gefasst. Nicht gerechnet hatte ich mit dem Widerstand des Hotelportiers, als ich am ersten Tag zu Fuss zur Redaktion gehen wollte. «Ich bestelle Ihnen ein Taxi, Sie können nicht alleine raus», sagte er. Das gibt es doch nicht! Eine Schweizer Journalistin lässt sich doch nicht daran hindern, am helllichten Tag 500 Meter Arbeitsweg zu Fuss zurückzulegen.

«Danke, die Hilfe ist nicht nötig», sagte ich und ging.

Keine zehn Schritte vom Hotel entfernt wird mir der Grund für die Warnung klar. Der Weg zur besten englischen Zeitung in Bangladesch im Handelsquartier Kawran Bazar führt an allen gängigen Klischees einer Drittweltstadt vorbei. Am Strassenrand durchsuchen zerlumpte Gestalten Abfallhaufen, nackte, bettelnde Kinder zupfen an meinen

Kleider, und die Strasse ist verstopft mit Fahrzeugen, die die feuchte Luft mit ihren Abgasen zu einer stickigen, klebrigen Wolke verdichten. Ich



Kiron / Map / Still Pictures

versuche, Gestank, Staub und Hitze zu ignorieren und mich auf die einzige sinnliche Wahrnehmung, die buntbemalten Baby-Taxis, zu konzentrieren.

Über schlafende Kinder in die Redaktion

Vor dem Eingang zum Redaktionssitz steige ich über schlafende Kinder. Dutzende von Frauen und Männern starren mich an. Was tust du hier, frage ich mich. Diese Frage werden mir auch die Journalisten des «Daily Star»¹ immer wieder stellen. Bevor ich in ihren Berufsalltag eintauche, lerne ich ihren Chef, Mahfuz Anam, kennen. Er freut sich über den Besuch aus dem Westen und verspricht mir freien Zugang zu seinem Team, damit ich das Land kennen lernen könne. Ein Land mit 137 Millionen Einwohnern, in das es selten westliche Journalisten geschweige denn Touristen verschlägt. Das Elend existiert nur, wenn darüber berichtet wird. Und nur dann kann sich etwas daran ändern. Eine Binsenwahrheit, aber genau hier beginnt die Herausforderung für Journalisten in Entwicklungsländern. In meiner ersten Stage-Woche beschäftigt die «Daily-Star»-Redaktoren vor allem der Wahlsieg der Oppositionspartei BNP und die Revanche-Attentate auf Wähler der bisherigen Regierungspartei Awami-Liga. Man spricht von Hunderten von Fällen, verteilt über das ganze Land. Von offizieller Seite sind weder Bestätigungen noch Zahlen erhältlich.

Der Chefredaktor schickt seine Leute in die Landesteile, wo am meisten Tote und Verletzte beklagt werden – zu Menschen, die sich die sieben Taka (20 Rappen) für den «Daily Star» niemals leisten könnten und weder lesen noch schreiben können. Der sonst gelassene Anam ist erschüttert. Weder scheint für ihn die Steigerung der Auflage prioritär, noch scheut er die Kosten der Recherchen vor

Ort. Er spornt die Journalisten an: «Wir müssen uns selber ein Bild machen.»

Batteriesäure im Gesicht

Als Fremde bin ich nicht geeignet für die Mission auf dem Land, deshalb begleite ich Rheza, den politischen Korrespondenten, an eine Pressekonferenz im Nobelviertel Gulshan, wo die Verliererpartei über die Attentate orientiert. Ein Taxi bringt uns zur – mit Polizisten umstellten – Residenz eines der abtretenden Minister. In seinem eleganten Wohnzimmer zählt er die Horrorakte gegen Anhänger seiner Partei auf. Eine Schar von Journalisten macht fleissig Notizen. Hinter dem Minister verfolgen gegen fünfzig barfüssige, einfach gekleidete Männer jedes Wort. Sie warten auf ihren



Liba Taylor / Panos / Statens

Auftritt als Zeugen und Opfer.

Nach der Rede des Ministers berichtet einer nach dem anderen aufgebracht von den Ereignissen, einige brechen in Tränen aus und müssen beruhigt werden. Ich verstehe zwar kein Wort, aber die Wunden und Körpverletzungen, die sie zur Schau stellen, sprechen für sich. Für Rheza ist die Pressekonferenz nichts Aussergewöhnliches. Das einzige, was er dazu sagt: «Hier sind alle korrupt.» Das ist die Standardbegründung für alles Übel. Wie es sich gehört, holt Rheza später eine Stellungnahme der Gegenseite ein. Er verwendet sie aber erst, nachdem sie von drei verschiedenen Quellen bestätigt wurde.

Am nächsten Tag stehe ich erneut Opfern gegenüber. Dieses Mal schickte mich der Kulturredaktor alleine an die Medienorientierung zu einer Ausstellung im Haus der «Alliance Française». Im Zentrum stehen die Fotos, die junge Frauen mit verätzten Gesichtern zeigen: Acid Victims. Den meisten haben Männer aus Revanche Batteriesäure ins Gesicht geschüttet. Die Bilder stammen vom international ausgezeichneten Fotografen Shafiqul Alam Kiron. Der Text soll wie die Arbeit des Fotografen dazu beitragen, dass die Säure-Täter eines Tages

Medien-Stages in Ländern des Südens

Das Medienausbildungszentrum MAZ, unterstützt von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit DEZA, bietet Journalisten und Journalistinnen die Chance, als Stagiaires in Medienbetrieben in Ländern des Südens zu arbeiten – eine einmalige Erfahrung für das berufliche und auch persönliche Leben. Der Aufenthalt dauert mindestens vier Wochen.

Einsatzorte

Mali (Publikationssprache Französisch); Ecuador (Publikationssprache Spanisch); Bangladesch (Publikationssprache Englisch); Nicaragua (Publikationssprache Spanisch)

Wer kann sich bewerben?

Journalisten und Journalistinnen, die folgendes mitbringen:

- Teilnahme an MAZ-Kursen zum Thema Auslandsberichterstattung und Globalisierung bis zum Ausreisedatum
- Interesse an Entwicklungs- bzw. internationaler Zusammenarbeit
- Sehr gute Sprachkenntnisse in der Publikationssprache

Finanzierung

- Übernommen werden 50 Prozent der Reisekosten (Flugticket Economy Class) sowie Unterhaltskosten.
- Die Stagiaires übernehmen 50 Prozent der Reisekosten sowie Visakosten, Impfkosten und andere Aufwendungen zur Vorbereitung, Auslandsversicherung.

Für Informationen: Rolf Wespe, Medienausbildungszentrum MAZ, Villa Krämerstein, 6047 Kastanienbaum; rolf.wespe@maz.ch



Fred Hoogervorst / Panos / Statas

Gefährlicher Job

Laut Angaben der internationalen Menschenrechtsorganisation «Reporter ohne Grenzen» wurden im Jahr 2001 mindestens 31 Journalistinnen und Journalisten ermordet.

716 Reporter wurden wegen ihrer Berichterstattung bedroht, angegriffen oder entführt. Mindestens 489 wurden festgenommen, verhört oder zeitweilig inhaftiert. Ein Drittel der Weltbevölkerung lebt in Ländern ohne Pressefreiheit.

Seit Beginn der amerikanischen Militäraktion in Afghanistan zählt das Land zu den gefährlichsten Einsatzgebieten für Berichterstatter. Allein im November 2001 kamen dort acht Reporter ums Leben. In Kolumbien wurden drei Journalisten unter Beteiligung von Paramilitärs ermordet. Insgesamt 110 Journalisten waren Ende 2001 in Haft. Davon halten allein fünf Länder mehr als die Hälfte fest: Birma (18), Iran (18), China (12), Eritrea (8) und Nepal (7). Die Haftbedingungen sind in fast allen Ländern sehr schlecht.

gesellschaftlich nicht mehr akzeptiert werden, so lautet mein Auftrag. Für mich war das Selbstverständnis, mit dem man beim «Daily Star» solchen Themen Platz einräumte, beeindruckend. Doch Anam fährt seinen eigenen Kurs, auch wenn er damit den Zeitungsverlag oder die eher gehobene Leserschaft verärgert: «Die Besitzer des Daily Star reden mir in keiner Art und Weise drein und an dem Tag, an dem sie mir dreinreden, werde ich kündigen.»

Schwieriger Kampf für Drittweltthemen

Die Stimmung auf der Redaktion ist meist locker. Oft sitzen wir nach einem Stromausfall im Dunkeln, bis der Notgenerator anläuft. Nur an einem Tag gelang es niemandem mehr, die schwierigen beruflichen Umstände mit Galgenhumor erträglicher zu machen: Ein Journalist einer Konkurrenzzeitung wurde während einer Recherche ermordet. Laut der Organisation «Reporter ohne Grenzen» wurden in Bangladesch allein in den Monaten vor den Wahlen zwei Journalisten ermordet und über 103 bei Gewaltübergriffen verletzt (siehe Randspalte).

Für die Journalisten in Dhaka ist es nicht bloss eine Berufskrankheit, über die Mächtigen herzuziehen. Von deren Machenschaften werden sie tagtäglich auf die eine oder andere Weise behindert. Es kam beispielsweise vor, dass Telefone abgeschaltet wurden, bis die Redaktoren Schmiergelder bezahlten.

Laut Chefredaktor Anam führen er und sein Team wie andere Journalisten aus Entwicklungsländern Tag für Tag einen Kampf für die freie Presse und gegen die Feinde der Demokratie. «Im Westen müsst ihr nicht für solche Dinge kämpfen», sagt er wehmütig.

Jede Zeitung, die in Dhaka aus der Druckerei kam, erschien mir wie ein Wunder. Zurück in der Schweiz stellte sich mir die Frage, wie ich Artikel über Bangladesch in der Zeitung unterbringen könnte. Selbst Grossereignisse wie die Wahlen sind westlichen Printmedien nur wenige Zeilen wert. Lange Reportagen sind längst nicht mehr gefragt, Berichte über das Elend sowieso nicht, und erbauliche Geschichten sind nicht sensationell genug. Am ehesten gefragt sind Katastrophenmeldungen. Ich kam zum Schluss: Wenn die Zeitung bezüglich Drittweltthemen keine Strategie hat, dann hilft nur hartnäckiges Werben für eine Story. Der Kampf gegen gleichgültige Chefs ist der Kampf der Journalisten im Westen. ■

** Claudia Laubscher verbrachte den Oktober 2001 im Rahmen eines DEZA-Stage auf der Redaktion des Daily Star in Dhaka Bangladesch. Sie arbeitet als Wirtschaftsredaktorin bei der SDA in Zürich.*

¹Der Daily Star wurde 1991, im Jahr der Restauration der Demokratie in Bangladesch, von der Mediaworld Group gegründet. Er gehört Businessleuten, welche grossen Respekt für unabhängige Medien und Institutionen haben.

Ntumbuluku – wo alles bessere Umwelt ist

Der Übersetzer stotterte, als er das Wort «Umwelt» in seine Sprache übersetzen musste. Nach einigem Zögern wählte er das Wort *ntumbuluku*. Das Ronga-Wort (Lokalsprache im südlichen Mosambik) hat verschiedene und umfangreiche Bedeutungen, wie z.B. «früher», «im Ursprung der Welt», «eine Gesellschaft», «das Universum». Es entspricht nicht genau dem, was wir in den europäischen Sprachen heute als «Umwelt» bezeichnen. Für die mosambikanischen Völker gibt es keine klare Unterscheidung zwischen Natur und Kultur. Beide vermischen sich und verschmelzen.

Am Anfang der gegenwärtigen Dekade stellt sich den Vordenkern der globalen Entwicklung die schwierige Frage der ökologischen Grenzen der Ausweitung des in Europa geborenen Wirtschaftsmodells. Plötzlich stehen diese Theoretiker vor einem unlösbaren Problem. Einerseits wird die Modernisierung der Dritten Welt vorangetrieben, um das weitverbreitete Elend zu beenden, das seinerseits für die ökologischen Ungleichgewichte verantwortlich ist, die den ganzen Planeten in Frage stellen. Andererseits, wenn die Bevölkerung der Dritten Welt dazu kommt, den Lebensstandard der Bewohner der Ersten Welt zu genießen, wären die Ressourcen der Erde im Nu erschöpft. Globalisierung ist ein Wort mit mehr Bedeutungen als *ntumbuluku*. Es wird bis zur Erschöpfung wiederholt, darf aber nur so angewendet werden wie es die Globalisierer verstehen. So können beispielsweise die vorherrschenden Konsummuster nicht universalisiert werden, es sei denn, wir laufen Gefahr, die Lebensquellen auf der Erde zu erschöpfen.

Das Dilemma: Alle müssen etwas haben, damit es mit dem Haben überhaupt weitergehen kann.

Aber wenn alle alles haben, hat niemand nichts. Oder noch grausamer – in den Worten von jemandem aus der Ersten Welt: «Sie dürfen nicht so arm sein, sonst gehen wir alle zugrunde. Aber auch dann, wenn ‚sie‘ so reich wie wir wären, würden wir alle sterben.»

Mosambikaner brauchen keine Umwelttechniker mit Hochschulabschluss, um mit nachhaltigen Praktiken der Ressourcennutzung zu beginnen. Die sogenannten empirischen Kenntnisse genügen nicht, um sich den modernen Herausforderungen zu stellen. Sie bilden aber ein über Jahrhunderte erfahrendes Erbe. Es geht darum, sie anzuerkennen, zu testen und mit verschiedenen Systemen von Wissenschaft und Weisheit zu kreuzen.

Hilfsagenturen und die mosambikanische Regierung sehen die Umweltprobleme ohne jenen geschichtlichen und sozialen Kontext. Die Bildung eines spezialisierten Ministeriums war ein wichtiger Schritt und Folge der Anstrengungen vieler mutiger und grosszügiger mosambikanischer Umweltschützer. Aber das Ministerium läuft ein weiteres Mal Gefahr, den Kontext der Probleme nicht zu beachten, sie nur «als solche» zu sehen. Im Falle von Mosambik ist die

Bodenerosion ein Symptom, das auf eine andere gravierende Erosion hinweist – die Erosion der Lebensarten und -qualitäten in den ländlichen Gegenden. Die Umwelterziehung und -technik sollte für den Dialog mit den ländlichen Gemeinschaften und ihrer Kultur offen sein. Wenn die Bauern die Umwelt zerstören, tun sie dies nicht, weil sie die Prinzipien eines ausgeglichenen Zusammenlebens nicht kennen würden. Statt die üblichen Anbaumethoden zu kontrollieren, sollte die Umweltpolitik des Landes andere produktive Praktiken anregen. Statt das Bestehende zu verwalten, wäre es nötig, neue Realitäten zu schaffen. Auch wenn die neuen Realitäten aus sichtbar gemachten, gültigen, traditionellen Praktiken erwachsen. Erneut sollte die Forschung Priorität haben: die angewandte Forschung, die – ausgehend vom Wissenspotenzial der ländlichen Familien im ganzen Land – auf praktische Probleme zu antworten vermag. Eine Forschung, die zeigt, dass Umweltschutz nicht nur Überwachung bedeutet, sondern eine produktive Herangehensweise, die in der Lage ist, Reichtum zu erzeugen. ■

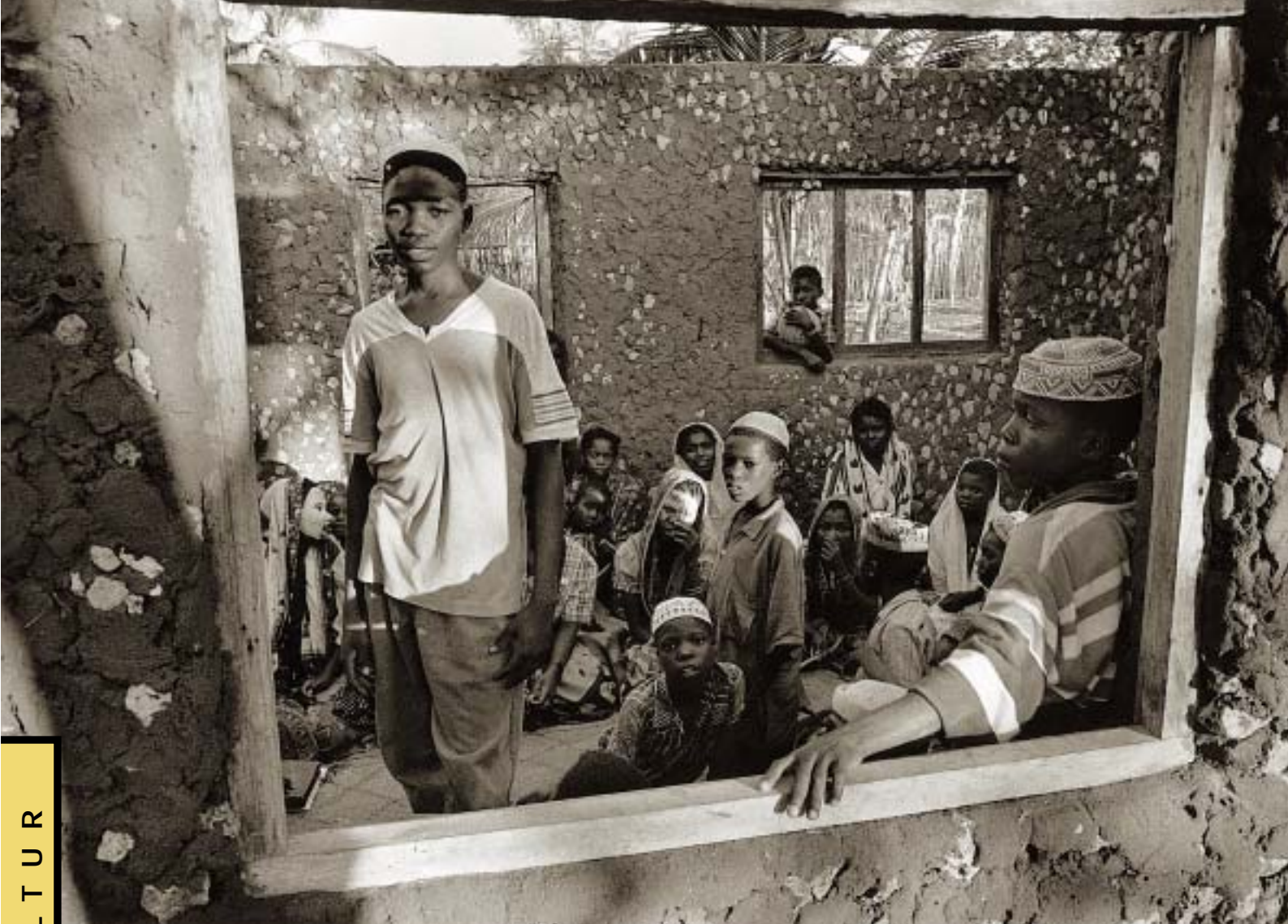
(Aus dem Portugiesischen)



Mia Couto, 1955 in der zweitgrössten mosambikanischen Stadt Beira geboren, Sohn portugiesischer Einwanderer, sagt über seine Kindheit: «Bei uns zu Hause war Portugal und Europa, auf der Strasse Afrika.» Mia Couto begeisterte sich für den Befreiungskampf, nach der Unabhängigkeit 1975 war er Direktor der staatlichen Nachrichtenagentur, dann Chefredakteur des Wochenmagazins Tempo. Seit seinem Biologiestudium, Mitte der achtziger Jahre, setzt er sich für Umweltschutz und eine ökologische Landwirtschaft ein. Mia Couto lebt in Maputo und zählt zu den wichtigsten Schriftstellern in Mosambik und im portugiesisch sprachigen Afrika.



Kadir va Lohuten / Vu



Afrikanisches Zoom auf eine bewegte Geschichte

Im vergangenen halben Jahrhundert entwickelten die mosambikanischen Fotografen ihren eigenen Stil, ausgehend von Ricardo Rangel, einem Pionier des afrikanischen Fotojournalismus. Die Arbeiten des 78-jährigen Doyens und von vierzehn Vertretern der jüngeren Generation wurden in der von der DEZA unterstützten Wanderausstellung «Illuminando Vidas» zusammengefasst. Von Jane-Lise Schneeberger.

Rund 125 Schwarzweiss-Fotografien werden in der Ausstellung gezeigt, welche bereits in Biel und Lugano zu sehen war und demnächst nach Basel weiterreist. Sie erzählen die Geschichte Mosambiks anhand der alltäglichen Gesten und Aktivitäten einer von einem harten Schicksal geprägten Bevölkerung. Bis 1975 waren

die Menschen in Mosambik der Brutalität des portugiesischen Kolonialismus ausgesetzt. Kaum in die Unabhängigkeit entlassen, brach ein entsetzlicher Bürgerkrieg aus. Er forderte fast eine Million Todesopfer und endete erst 1992. Ausserdem litt das Land immer wieder unter Naturkatastrophen wie Dürren, Wirbelstürmen oder

Tod bringenden Überschwemmungen wie in den Jahren 2000 und 2001. Ricardo Rangel und seine «Schüler» legen Zeugnis dieser verschiedenen Epochen ab. Ihre engagierte und kritische Dokumentationsfotografie konzentriert sich auf den Menschen und situiert sich in der Tradition der prestigeträchtigen Agentur

Magnum. In starken Bildern von grosser Sensibilität prangern sie den Kolonialismus, die soziale Ungerechtigkeit und die sich verschlechternden Lebensbedingungen an. Ein Blick auf die dünnen, wund gescheuerten Beine eines schlafenden, mit einem Jutesack bedeckten Knaben zum Beispiel spricht Bände über das Elend der Strassen-

kinder in der Hauptstadt Maputo.

Keines der Bilder wurde im Studio aufgenommen. Die Fotografen durchstreiften Häfen, Märkte, Landschaften. Sie verwenden keine technischen Effekte, spielen dafür perfekt mit Licht und Schatten. Besonders wichtig ist ihnen die formale Zusammenstellung ihrer Aufnahmen.

Fotografie als Waffe

Die «Bilder der Realität» charakterisieren die mosambikanische Schule, welche um Ricardo Rangel herum gewachsen ist. Der 1952 geborene Abkomme griechischer, chinesischer und afrikanischer Vorfahren wurde als erster nicht-weisser Fotoreporter bei einer mosambikanischen

Zeitung angestellt. Im Verlauf seiner Karriere arbeitete er auch für mehrere andere Medien, so auch als Fotochef oder Direktor. Während des Befreiungskriegs machte er aus dem Fotojournalismus ein Instrument des politischen Protests. Viele seiner Bilder wurden deshalb zensuriert. 1970 half er, das Wochenmagazin *Tempo* zu gründen, die erste farbige Zeitschrift des Landes. Seit 1983 leitet er das Zentrum für fotografische Dokumentation und Ausbildung CDFE. Die meisten jüngeren Fotografen Mosambiks lernten ihren Beruf entweder in CDFE-Kursen oder während der Zusammenarbeit mit Rangel bei einer Zeitung. Ein Fünftel der im Rahmen von «Iluminando Vidas» aus-

gestellten Werke stammen vom Altmeister selbst. Sie wurden in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren aufgenommen und erinnern an das Grauen der Kolonialzeit. Afrikaner wurden zu Lakaien gemacht, in groteske Livreen gesteckt oder führten in den vornehmen Quartieren Luxushunde aus. Andere Bilder zeugen von der extremen Armut der Indigenen, verkörpert durch einen in Lumpen gekleideten Arbeiter, der hinter seiner Betonmaschine kumpelt, oder durch den sehnsüchtigen Blick zweier Knaben vor einem Stand mit für sie unerreichbarem Weihnachtsspielzeug. Ferner wurden einige Fotos aus einer Kultserie über die Prostituierten in der Rua Araújo, im Hafen-

quartier der Hauptstadt, in die Sammlung aufgenommen. Die jungen Schönheiten in ihrer unbekümmerten Haltung, welche sich in einer Bar beim Warten auf die Matrosen vergnügen, trugen zum internationalen Ruf Rangels bei.

Andere Epoche, anderes Umfeld. Ein Teil der Ausstellung ist Kok Nam, einem 63-jährigen chinesischen Emigrantensohn gewidmet. Sechzehn seiner Fotos erzählen vom Bürgerkrieg oder vielmehr von den Männern, die ihn führten. Der Fotograf interessiert sich nicht für militärische Konfrontationen, bleibt im Hintergrund, fotografiert jedoch die Soldaten, welche im Wald unter einem Stück Karton biwakieren und mit



Alfredo Maueche



Luis Basto



Sérgio Santilmano



den Fingern aus ihren Gamellen essen oder im Fluss Toilette machen.

Nach dem Krieg das Vakuum

Auf die Werke dieser beiden Pioniere folgen jene von dreizehn jüngeren Fotografen, darunter Sérgio Santimano. Er hat vor zwanzig Jahren mit Photojournalismus begonnen, arbeitete für die Wochenzeitung Domingo, die damals von Rangel geleitet wurde. Ab 1988 lebte er in Schweden, wo er Kurse in Dokumentar-fotografie besuchte. Nach Abschluss der Friedensabkommen kehrte er nach Mosambik zurück und realisierte eine Reportage über die Kriegsfolgen, indem er den Alltag von Luisa zeigte, einer jungen, von einer Mine verstümmelten Frau. In seinen Bildern geht sie auf eine Wasserstelle zu, wäscht sich darin mit einer kleinen Kalebasse die Haare und geht, auf rostige Krücken gestützt, wieder zurück. Nach der Rückkehr zum Frieden mussten die Fotografen, welche bis anhin immer den Konflikt gezeigt hatten, andere Sujets suchen. «Einige hatten Angst, sie lebten wie in einem Vakuum, verstärkt durch die Tatsache, dass die internationale Presse

sich nicht mehr für Fotos aus Mosambik interessierte», erinnert sich Santimano.

«Ich selber hatte bei meinen Studien in Schweden gelernt, dass man in seinen Fotos auch von anderem erzählen kann, nicht nur vom Krieg. Heute ist es mir wichtig zu zeigen, dass die Menschen in Mosambik schön sind und so normal leben wie andere Völker auch, wenn auch mit anderen Mitteln.» Und das ist auch der Eindruck, der von einem 1997 aufgenommenen Bild bleibt: Schüler, die brav auf dem Boden sitzen, in einer Schule ohne Dach, ohne Bänke, ohne Pulte.

Der Friede im Fokus

Elend und Armut sind in den jüngeren Bildern oft präsent. Und auch die Gewalt, die daraus entstehen kann: Hier lyncht die Menge einen Entendieb, dort wird auf einen Mann geschossen, welcher versucht hatte, in einen Laden einzubrechen. Dies zeigt deutlich das schwierige Leben der mosambikanischen Bevölkerung. Eine Bäuerin, die an der Seite ihres Esels über eine staubige Strasse geht, drückt die Härte der Trockenzeit aus. Viele Bilder erzählen, oft voller Poesie, von der schwierigen Arbeit der Fischer. Einer von ihnen

trägt eine beängstigende Masse von Seilen und scheint im Durcheinander von Knoten zu ertrinken.

Die neue Fotografengeneration zeigt auch die Herausforderungen, vor denen Mosambik steht: Bildung, Alphabetisierung der Erwachsenen, Kampf gegen Aids usw. Einige befassen sich mit den reichen Traditionen eines multikulturellen Landes, fotografieren Frauen, die sich das Gesicht mit Msiro bedecken, einer weissen, aus Baumwurzel gewonnenen Paste.

Armut steht auch Koketterie nicht im Wege: Da schminken sich Frauen vor einem fleckigen Spiegel, andere malen sich die Zehennägel an. Weiter hinten spielen Kinder unter der Dusche. Viele Bilder drücken die Würde der Mosambikaner aus und ihre Fähigkeit zum Glücklichein trotz aller Katastrophen. Man verlässt die Ausstellung und nimmt das breite Bild eines Bauern mit, der einen Riesen Kürbis vorzeigt. Die erste Ernte nach sechzehn Jahren Bürgerkrieg. ■

(Aus dem Französischen)

Basel, letzter Halt in der Schweiz

Seit Ende des Bürgerkrieges waren noch in keinem nördlichen Land in einer einzigen Ausstellung die Arbeiten der besten zeitgenössischen Fotografen Mosambiks zu sehen. «Illuminando Vidas» hat ihre Tournee im Frühling im Photoforum PasquArt in Biel begonnen. Im Sommer zog sie weiter ins kantonale Kunstmuseum von Lugano. Die letzte Etappe in der Schweiz ist Basel, wo die Ausstellung vom 30. November an zwei Wochen zu sehen ist. 2003 wird sie vom 28. März bis 4. Mai in Braga, Portugal, gezeigt bevor sie nach Mosambik in die Galerie der Association mozambicaine de photographie (AMF) zurückkehrt. «Illuminando Vidas», 30. November bis 15. Dezember, Schule für Gestaltung, Ausstellungsräume auf der Lyss, Spalenvorstadt 2, Basel, Tel. 061 261 30 06

Öffnungszeiten:
Montag bis Freitag 12 bis 18 Uhr
Samstag/Sonntag 12 bis 17 Uhr

Multimedienprojekt

Die Ausstellung mit dem Titel «Illuminando Vidas – Mosambikanische Fotografie 1950-2001 – Ricardo Rangel und die neue Generation» ist das Herzstück eines Multimedienprojekts. Gezeigt wird auch ein achteinminütiger Videofilm, den der amerikanische Fotograf Grant Lee Neuenburg mit dem Zürcher Bruno Z'Graggen, Kokurator der Ausstellung, in Maputo gedreht hat. Ferner ist im Internet unter der Adresse www.iluminandovidas.org eine Website zu finden. Nach Ende der Europatournee wird sie von der Association mozambicaine de photographie (AMF) weitergeführt. Und schliesslich erschien im April 2002 ein zweisprachiger Katalog beim Verlag Christoph Merian. Es gibt ihn deutsch-französisch und englisch-portugiesisch. Neben fast allen der in der Ausstellung präsentierten Werke ist darin eine Menge Informationen über das Fotografenkollektiv zu finden, welches die mosambikanische Schule ausmacht.

B. Z'Graggen und G.L. Neuenburg: «Illuminando Vidas – Ricardo Rangel und die mosambikanische Fotografie» (bzw. «Fotografia Moçambicana 1950-2001 / Ricardo Rangel & the Next Generation»), Christoph Merian Verlag, Basel, 58 Franken.



Made in India

Im Staate Gujarat in Indien haben Frauen unter dem Namen SEWA (Self Employed Women Association) ein neuartiges Modell einer Gewerkschaft entwickelt. 1998 zählte sie in ganz Indien 217 000 Mitglieder. Die Organisation setzt sich ausschliesslich aus Frauen zusammen, die im sogenannten «informellen Sektor» tätig sind und verschiedenen Kasten und Religionen angehören. SEWA verfolgt das Ziel, diesen Frauen aus der wirtschaftlichen Misere herauszuhelfen. So kümmert sich die Gewerkschaft um ihre Arbeitsbedingungen, ihre Gesundheit und ihre Bildung. Der Film befasst sich mit dem Erfindungsgeist und dem Einfallsreichtum der Organisation und schildert die Arbeitsweise von SEWA durch die Stimmen von beteiligten Frauen. *Patricia Plattner, Schweiz 1999, Dokumentarfilm, Video VHS, 52 Minuten (Kurzfassung), Deutsch/Gujarati, deutsch unterteilt, geeignet ab 16 Jahren Verleih und Verkauf: ZOOM, Tél. 01 432 46 60, info@medienladen.ch; Information und Beratung: Filme für eine Welt, Tél. 031 398 20 88, mail@filme-einewelt.ch, www.filmeeinewelt.ch*

Maghrebinische Geschichten

(bf) Diesen Winter laufen in den Schweizer Kinos gleich fünf sehenswerte Filme aus dem Maghreb, begleitet von einem Spezialprogramm und einem Magazin des Filmverleihers Trigon, der sich auf Filme aus Afrika, Asien und Lateinamerika spezialisiert hat. Den Auftakt machen die zwei wunderbaren

Frauengeschichten «Satin Rouge» sowie «Fatma», die beide in Tunesien angesiedelt sind. Aus Marokko kommt das eigensinnige Roadmovie «Le cheval de vent» über eine Männerfreundschaft. Merzak Alouache ist einer der wenigen Filmschaffenden, die den Mut haben, in ihrer Heimat Algerien überhaupt noch zu drehen. In «L'autre monde» zeigt er starkes Gegenwartskino rund um eine junge Frau, die ihren verschollenen Liebhaber sucht. «En attendant le bonheur» aus Mauretanien schliesslich beschreibt den letzten Besuch eines jungen Mannes bei seiner Mutter, bevor er auswandern will.

Maghreb-Filme von Trigon, Daten gemäss lokalem Kino-Programm

Internet

Manifest gegen das Vergessen

(bf) Über drei Millionen Menschen leiden noch heute unter den Folgen der Reaktorexpllosion im Block 4 des ukrainischen Kernkraftwerks Tschernobyl vom 26. April 1986. Die Schweiz mit der DEZA als Trägerin initiierte deshalb die Kommunikations-Plattform www.chernobyl.info, welche nicht nur als «Manifest gegen das Vergessen» steht, sondern auch das von der UNO gesetzte Ziel unterstützt, die humanitäre Hilfe und die nachhaltige Entwicklung in den betroffenen Gebieten der ehemaligen Sowjetunion wieder zu beleben. Das UNO-Büro für die Koordination humanitärer Angelegenheiten OCHA hat denn auch das Patronat der Website übernommen. Die interaktive Website dient sowohl interessierten Organisationen und Einzelpersonen als auch der «neutralen, verlässlichen und unabhängigen Information» von Entscheidungsträgern, die Hilfs- und Entwicklungsprojekte für die Tschernobyl-Region beurteilen.

www.chernobyl.info ist dreisprachig, Englisch, Deutsch und Russisch

Frauenwissen

(bf) Die Website des Frauen-Wissens-Netzwerks am Horn von Afrika (Hawknet) ist seit neuestem online. Das Projekt des UNO-Entwicklungsfonds für Frauen (Unifem) soll Frauen die Möglichkeit geben, an globalen Debatten teilzunehmen. Das Internetangebot will sich zu einem regionalen Portal entwickeln, das über frauenspezifische Interessen und Aktivitäten informiert. Einen Schwerpunkt bildet die Nutzung moderner Kommunikations- und Informationstechnologien. *www.acwict.or.ke/Hawknet/*

Internet-TV

(bf) Das Network für Menschenrechte und nachhaltige Entwicklung OneWorld lanciert eine interaktive Video-Website, auf der globale Themen angegangen werden. Unterstützt wird das Portal u.a. von Unicef, Amnesty International, Save the Children als auch von individuellen Filmemachern und Filmemacherinnen aus aller Welt. OneWorld TV wurde mit dem Ziel entwickelt, Menschenrechtsfragen und Fragen der nachhaltigen Entwicklung durch Video-Beiträge auf dem Internet einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Im Gegensatz zu normalen TV-Programmen basiert OneWorld TV auf einem Konzept des «offenen Dokumentarfilms». Die Stories werden durch vernetzte 60-Sekunden-Clips zusammengesetzt. Der Betrachter navigiert je nach Interesse durch die Clips und entscheidet selber, welchem interaktiven Erzählstrang er folgen will und kann selber den eigenen Clip, eigene Perspektiven und neues Material eingeben.

www.oneworld.net/tv



«Weggehen?»

(bf) Das Faltblatt «Weggehen?» ist ein Unterrichtsmittel, das Schüler und Schülerinnen ab der 4. Klasse (bis zwölf Jahren) motivieren soll, sich mit der Thematik Migration und Flucht auseinanderzusetzen. Es wurde von der Arbeitsgemeinschaft der Hilfswerke und der schweizerischen Flüchtlingshilfe in Zusammenarbeit mit der Stiftung Bildung und Entwicklung entwickelt. Bearbeitet werden vor allem vielfältige Aspekte rund um das Weggehen aus einem Land bis zum Ankommen im Zielland. Oft ist es schwierig oder gar unmöglich, klar zu unterscheiden, wer nun als Migrant oder Flüchtling bezeichnet werden soll. Immer häufiger sind politische Verfolgung, wirtschaftliche Not und Zerstörung von natürlichen Lebensgrundlagen zu einem komplexen Ursachengeflecht verwoben. Das Faltblatt soll das Verständnis für diese Zusammenhänge fördern und die Entwicklung einer empathischen, respektvollen und offenen Haltung gegenüber Migranten und Flüchtlingen ermöglichen. «Weggehen?» Das Faltblatt umfasst 8 Seiten, die Rückseite ist als vierfarbiges Plakat gestaltet. Erhältlich für Fr. 1.– pro Exemplar bei: Stiftung Bildung und Entwicklung,

Monbijoustrasse 31, 3001 Bern.
Begleitkommentar für Lehrpersonen
auf www.globaleducation.ch

Aus- und Weiterbildung

Nachdiplome

Das NADEL (Nachdiplomstudium für Entwicklungsländer) an der ETH Zürich bietet in den nächsten Monaten folgende Kurse an:

31.3. – 4.4. Einführung in die Planung von Projekten und Programmen

14.4. – 17.4. In search of sustainable livelihoods: Approaches and strategies

22.4. – 25.4. Konfliktprävention und Friedenserhaltung

5.5. – 9.5. Prozesse und Resultate von Projekten und Programmen evaluieren

19.5. – 23.5. OEII: Organisationsentwicklung in Projekten und Programmen der Entwicklungszusammenarbeit

29.5. – 31.5. Konsolidierungssseminar für NDK in Entwicklungszusammenarbeit

3.6. – 6.6. Korruption und Korruptionskontrolle in Entwicklungsländern

16.6. – 20.6. Beratung in der Entwicklungszusammenarbeit

24.6. – 27.6. Mikro- und Makroperspektiven in der Armutsbekämpfung

Anmeldeschluss: 1 Monat vor Beginn des Kurses. Auskunft und Unterlagen: NADEL-Sekretariat, ETH Zentrum, 8092 Zürich, Tel. 01 632 42 40; www.nadel.ethz.ch; E-Mail: kramer@nadel.ethz.ch

Weltreise mit Hörgeruss

Musik

(er) Voller Leidenschaft dokumentieren und fördern die Gründer des französischen Labels Inédit seit 1985 verkannte und vom Untergehen bedrohte Musiktraditionen. Dazu sammeln und veröffentlichen Musikethnologen des «Maison des Cultures du Monde» in Paris audiophile Dokumente aus der ganzen Welt. Zudem vermitteln

sie mit dem Re-Mastering von ganz grossen, mittlerweile oft in Vergessenheit geratenen Stimmen einen besonderen Ohrenschaus. Berücksichtigt wurden sie auch in der Auswahl der schönsten Tracks des Labels Inédit und aufgezeichnet auf den Sampler der preiswerten 4 CD-Box «Une fenêtre sur le monde». So verführen neben vielen anderen die Saitenklänge des irakischen Oud-Meisters Munir Bachir oder die Flötenmelodien des armenischen Duduk-Virtuosen Zaven Azibekian die Ohren zu einer fast fünfstündigen faszinierenden musikalischen Weltreise, die den Reichtum der Musiktraditionen in die Moderne bringt.

«Une fenêtre sur le monde»
(Inédit/Musikvertrieb)

Kreolische Ohrballaden

(er) Eine warm-volle Frauenstimme gleitet harmonisch durch die Klangwelten von perlenden Gitarrentönen, jazzigen Saxophonspuren und groovenden Perkussionsmustern der karibischen Musiktradition, die sich sanft mit afrikanischen Rhythmen vermählen. Das ist die Musik der in Belgien lebenden haitianischen Sängerin Marlene Dorcena. Französisch und Kreolisch, melancholisch, dann wieder mit leisem Lachen, sorgenvoll und trotzdem zuversichtlich, erzählt sie in ihren melodiosen Balladen alltägliche Geschichten, besingt die Liebe, berichtet über die Leiden der Sklavenzeit und bedankt sich beim Bon Dieu für die gute Ernte mit einem Merci resp.



Mésy auch für ihr erstes Solo-Album. Marlene Dorcenas Lieder sind in dieser Einspielung zurückhaltend, nahezu karg arrangiert. Gerade deshalb laden sie zum Träumen ein.

Marlene Dorcena: «Mésy»
(Contre-Jour / RecRec)

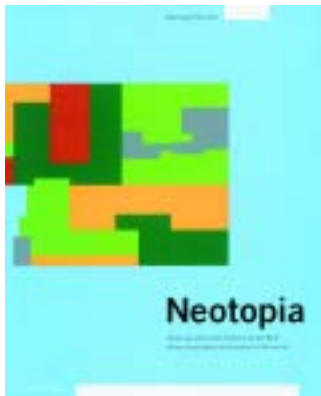
Latin-Vibes fürs Gehör

(er) Mit 32 Alben und über zwei Millionen verkauften Platten gehört Tania Libertad in ihrer Heimat Peru und in Lateinamerika zu den grossen Stimmen. Und weltweit stand sie auf allen Bühnen als Sidewoman von Cesaria Evora. Diese und afrikanische Musiker wie Soda Mama Fall, Ousmane Toure, Régis Gizavo unterstützen Tania Libertad auf deren ersten hierzulande vertriebenen CD. Darauf erkundet die in Mexiko lebende Sängerin mit dem UNESCO-Ehrentitel «Singer of Peace» ihre musikalischen Wurzeln im afropereuanischen Sklaventum der «Costa Negra» auf faszinierende Art und Weise: Wehmütig wie ausgelassen durchläuft ihr kaleidoskopischglutvoller Gesang alle Stimmungen, mit einer Spur von Ironie und als Brückenschlag in die Moderne. Tania Libertads Musikwelt begeisterte im Übrigen auch in Zürich die TeilnehmerInnen der Jahreskonferenz für Entwicklungszusammenarbeit 2002.

Tania Libertad: «Costa Negra»
(Lusafrica / Musikvertrieb)

Neotopia

(bf) Wie würde die Welt aussehen, wenn jeder Mensch die gleichen Voraussetzungen hätte? Die Grafikerin Manuela Pfunder beantwortet diese Frage in «Neotopia», einem «Atlas zur gerechten Verteilung der Welt», in dem die Luzernerin eine imaginäre neue Weltordnung präsentiert. Neotopia zeigt die Vision einer Welt, in der alles im Sinne radikaler



Gerechtigkeit neu verteilt ist, in der jeder Mensch die gleichen Rechte und damit auch den gleichen Anspruch auf alle Ressourcen hat. Auf der Basis von Statistiken zur heutigen Situation werden die Besitzverhältnisse so geregelt, dass jeder Mensch den gleichen Anteil an allem erhält. Was besitzt dann jeder einzelne Mensch? Wie viel Insel? Wie viel Eis? Wie lange leben wir in Luxus? Wie lange hungern wir? «Neotopia» teilt jedem ein eigenes Land zu, 291,5 x 291,5 Meter gross, mit Insel, Wasser, Kultur- und Ackerland, mit Wüste, einem Anteil an der Reis-, Auto- und Seifenproduktion und der Freiheit, mit seinen Ressourcen auf eigene Weise umzugehen. Eine Idee, so frech und überraschend wie das informative, spannend und wunderschön gestaltete Buch. Vorläufig in Buchform, später interaktiv auf www.neotopia.ch.

«Neotopia» von Manuela Pfrunder (auf Deutsch und Englisch), Limmat Verlag Zürich

Endlicher Fortschritt

(bf) In 90 Tagen ist Hans-Peter

Bärtschi, Architekt und Doktor der technischen Wissenschaften der ETH Zürich, auf einem Containerfrachter um die Welt gefahren. Was er vorgefunden hat, steht in krassm Gegensatz zum ungebremsten Fortschritts-glauben. Es wurde eine Forschungsreise zu den rostigen Halden einer niedergehenden Industriekultur in der industriellen als auch in der Dritten Welt: In die desindustrialisierten englischen Midlands und toten Industriehochburgen der USA, in eine auseinander brechende postkoloniale Gesellschaft auf den Philippinen, Java, in Indien und Pakistan – Entwicklungsländer, die in die Manufakturperiode zurückgeworfen werden. «Der endliche Fortschritt» von Hans-Peter Bärtschi, Verlag Orell Füssli Zürich

Im Herzen Algeriens

(bf) Vor zehn Jahren ist in Algerien der Ausnahmezustand verhängt worden und seither wird das Land von einem namenlosen Krieg zerrissen. Unter dem Titel «Im Herzen Algeriens» erscheint nun eine Textsammlung, welche aktuelle Themen behandeln wie «Die Geschichte Algeriens seit dem Unabhängigkeitskrieg», «Die Frau zwischen Islam und Modernität, der algerische Feminismus» oder «Pressefreiheit zwischen Staatsdruck und islamistischem Terror». Illustriert wird das Buch durch ein Farbportfolio des Berner Fotografen Michael von Graffenried – er hat bereits den Bildband «Algerien, der unheimliche Krieg» publiziert –



Michael von Graffenried

und Bilder aus dem Dokumentarfilm «Guerre sans images» des algerischen Filmemachers Mohammed Soudani.

«Im Herzen Algeriens» von Michael von Graffenried und Sid Ahmed Hammouche sowie «Algerien, der unheimliche Krieg» von M. von Graffenried, Benteli Verlag Bern

Europarat

«Schweiz global», das Magazin des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA), stellt aktuelle Themen der schweizerischen Aussenpolitik vor. Es erscheint viermal jährlich in Deutsch, Französisch und Italienisch. Das Dossier in Nr. 1/2003 von Mitte Januar ist dem Europarat gewidmet. Welche Aufgaben hat diese Institution? Was macht die Schweiz im Europarat? Wie verhält sich der Europarat zu andern europäischen Organisationen, was sind seine Perspektiven? Die letzte, Anfang Oktober publizierte Ausgabe befasst sich schwerpunktmässig mit dem Schweizer Engagement für Friedensförderung und Menschenrechte.

Gratisabonnemente bestellen bei:
«Schweiz global», c/o Schaer Thun AG, Industriest. 12,
3661 Uetendorf;
E-Mail: druckzentrum@schaerthun.ch

Am Tag danach

(bf) Die verheerenden Überschwemmungen vom August dieses Jahres in Europa und Asien haben auch in der Schweiz grosse Betroffenheit, Solidarität und Hilfeleistungen ausgelöst. Im Buch «Am Tag danach» gehen verschiedene Autoren dem Thema nach: «Zur Bewältigung von Naturkatastrophen in der Schweiz 1500 – 2000». Hochwasser und Lawinen, Bergstürze, Dorf- und Stadtbrände werden dabei nicht in erster Linie von ihren Ursachen, sondern von ihren Wirkungen auf Kultur und Gesellschaft her betrachtet. Wie haben die Betroffenen die Geschehnisse gedeutet? Wie haben sie die Folgen bewältigt? An Beispielen aus der Schweiz wird in einigen Aufsätzen ein weiterer Aspekt kollektiven Unglücks beleuchtet – das Wir-Gefühl, die Solidarität, die aus solchem Anlass verschiedene Bevölkerungs- und Landesteile verbinden kann – bis hin zur Bereitschaft, auch jenseits der Landesgrenzen Hilfe zu leisten. «Am Tag danach» von Christian Pfister (Herausgeber), erhältlich in Deutsch und Französisch, Verlag Paul Haupt Bern

Impressum

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Redaktionskomitee

Harry Sivec (verantwortlich)
Catherine Vuffray (vuc) Barbara Affolter (abb)

Joachim Ahrens (ahj) Fabrice Fretz (fzf)
Maud Gerber (gee) Sarah Grosjean (gjs)
Barbara Hofmann (hba) Beat Felber (bf)

Redaktionelle Mitarbeit

Beat Felber (bf – Produktion)
Gabriela Neuhaus (gn) Maria Roselli (mr)
Jane-Lise Schneeberger (jls)
Ernst Rieben (er)

Gestaltung

Laurent Cocchi, Lausanne

Lithografie City Comp SA, Lausanne

Druck Vogt-Schild / Habegger AG, Solothurn

Wiedergabe

Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht.

Abonnemente

«Eine Welt» ist gratis erhältlich bei: DEZA, Sektion Medien und Kommunikation, 3003 Bern
Tel. 031 322 44 12
Fax 031 324 13 48
E-Mail: info@deza.admin.ch

65983

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtauflage 55 000

Umschlag Peter Stäger

Internet: www.deza.admin.ch

In der nächsten Nummer:

Sicherheit und Entwicklung: Über die aussen- wie innenpolitische Dimension der Sicherheit sowie das heikle und kontroverse Unterfangen, menschliche Sicherheit durch Entwicklung herzustellen



DIREKTION
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT
DEZA